

C 1938

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover

NLB Hannover/ZB

35

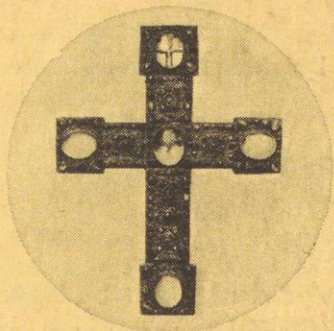
021 152 004



E

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

1962

Hildesheim

31. Jahrgang

C 1938

Inhaltsverzeichnis

Karl Sievert

Die Niederlassung der Zisterzienser in Marienrode und die
Baugeschichte der Klosterkirche 1

Heinrich Wille

Bischof Konrad II. von Hildesheim. Sein Sterbejahr und
seine Grabstätte 19

Robert Figge

Die Komödie Dulcitius der Hrotsvitha von Gandersheim . . 25

Franz X. Kiefl

Leibniz und die Wiederversöhnung der christlichen
Konfessionen 34

Gustav Scherz

In einem Kloster von Hildesheim. Niels Stensen und Frau
H. M. E. von Rantzau 42

Anton Teyssen

Ludwig Windthorst, Versuch einer Würdigung 52

Konrad Algermissen

Ein großer Führer und seine Mahnung 64

Hermann Seeland

Pastor Joseph Schlager 68

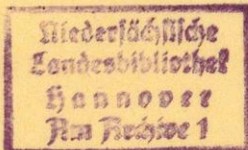
Konrad Algermissen

Pastor Maxens letzte Fahrt 80

Wilhelm Maxen †

Windthorst in seiner Marienkirche 90

Mitgliederverzeichnis 92



Die Niederlassung der Zisterzienser in Marienrode und die Baugeschichte der Klosterkirche

Zur fünfhundertjährigen Wiederkehr der Vollendung der Kirche.

Von Karl Sievert, Hildesheim

Die durch die deutsche Reformation und Säkularisation aufgehobenen Klöster und Stifte hatten in ihren Klosterkirchen eine Reihe herrlicher Baudenkmäler hinterlassen. Manche traf das Schicksal, losgelöst von ihren Klöstern, auf Abbruch verkauft und als billige Steinbrüche verwendet zu werden. Andere wurden als Ställe und Scheunen benutzt und blieben als Kunstwerke lange Zeit hindurch weithin unbekannt. Wieder andere haben die Zerstörungen des zweiten Weltkrieges in Schutt und Asche gelegt oder doch schwer beschädigt. Aber die uns erhaltenen sind großartige Zeugen für das Schaffen der kirchlichen Baukunst in Deutschland. Unser Bistum Hildesheim bietet reichlich Gelegenheit, an ausgezeichneten Beispielen die Geschichte der Kirchenbaukunst fast ein Jahrtausend hindurch verfolgen zu können. Eins dieser landschaftlich mit am schönsten gelegenen Baudenkmäler ist die nunmehr fünfhundert Jahre alte Zisterzienser-Klosterkirche in Marienrode.

Quellen, Darstellungen und Urkunden

Alle Darstellungen über das Kloster Marienrode und seine Kirche stützten sich auf das „Chronicon monasterii Marienrode“ des Abtes Heinrich von Bernten, das im Jahre 1454 entstanden, im zweiten Bande von Leibniz' „Scriptorum Brunsvicensia illustrantium“ (1710), S. 432 bis 469, abgedruckt ist. Im Jahre 1933 hatte das inzwischen verstorbene Mitglied unseres Vereins, Mittelschullehrer i. R. Kloppenburg, ein Manuskript über die Geschichte des Klosters Marienrode, für das mit großem Fleiß und beinahe umfassender Vollständigkeit Urkunden und Akten, Quellen und Darstellungen zusammengetragen worden waren, abgeschlossen. Da die folgenden Jahre es naturgemäß

1962. 10.207

nicht zum Drucke dieser Arbeit, die heute nur noch in wenigen Stücken in der Stadtbibliothek und der Dombibliothek erhalten ist, kommen ließen, wurde sie für unsere Darstellung mitbenutzt. Die heute noch vorhandenen Kloster- und Kirchenbauakten des Staatsarchivs Hannover umfassen für Marienrode die Jahre 1700 bis 1725 und 1740 bis 1748. Da sie vorwiegend Fragen der Bauunterhaltung, Erneuerung und Ausstattung betreffen, sind sie für unsere Betrachtung nebensächlich. Handschriftliche Akten des XVI. Jahrhunderts zur Geschichte des Klosters und seiner Kirche (fasc. 222) und Spilckers Collectaneen (fasc. 219-220, 45), die u. a. Amelungsborn und Marienrode enthielten und die Baunachrichten in der Chronik Heinrichs von Bernten stützen und ergänzen könnten, sind durch Kriegszerstörungen vernichtet. In der unten angegebenen Literatur über den Zisterzienserorden und seine Bau- und Kunstbetätigung wird die Marienroder Kirche nicht erwähnt. Eine erste kurze Bauübersicht und Inventarisierung gibt Mithoff in seinen „Kunstdenkmälen und Alterthümern für das Fürstenthum Calenberg“, 1871, S. 136 ff., und hieraus hat Krätz Einzelheiten in seine kurze Darstellung eingeflochten. Dehios „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Niedersachsen und Westfalen“, 1949, widmet der Kirche achtundzwanzig stichwortartige Zeilen. Eine eingehende kunstgeschichtliche Würdigung geben die „Kunst- und Baudenkmäler der Provinz Hannover, Reg.-Bez. Hildesheim, Kreis Marienburg“, 1910, S. 113-126, die Kloppenburg als Schluß in seine Arbeit übernommen hat. Auf Einzelheiten und Zusammenhänge in der Geschichte des Marienroder Konventes nach der Vollendung der Kirche ist hier nur so weit eingegangen, wie sie die Kirche berühren; es würde sonst über den Rahmen einer Betrachtung anläßlich des Kirchenjubiläums hinausgehen. Diese sind in der angegebenen Literatur eingehend behandelt:

- Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim, 3 Bde., 1899-1925,
 Brandis, Diarium 1471 bis 1528. Ausg. 1896,
 Cistercienser-Chronik Jg. 23/1912,
 Doebner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim, 7 Bde., 1881-1899,
 Dohme, Die Zisterzienserkirchen in Deutschland, 1869,
 Grupen, Origines et Antiquitates Hanoverenses, 1740,
 Janicke-Hoogewege, Urkundenbuch d. Hochstiftes Hildesheim, 6 Bde., 1896-1911,
 Janaushek, Origines Cisterciensium, 1877,
 Krätz, Historische Nachrichten über d. Kloster Marienrode, 1880,
 Leibnitz, Scriptorum rerum Brunsvicensium, Tom. II., 1710,
 Lüntzel, Die ältere Diözese Hildesheim, 1837,

Lüntzel, Geschichte d. Stadt u. Diözese Hildesheim, 2 Bde., 1858,
Meibom, Rerum Germanicarum Tom. I.-III., 1688,
Mösler, Altenberg, 1959,
Rose, Die Baukunst d. Zisterzienser, 1916,
Rustenbach, Geschichte d. Klosters Amelungsborn, in: Jahrbuch des
Gesch.-Vereins f. d. Herzogtum Braunschweig, 8/1909,
Steiger OCist., Heinrich von Bernten, Abt zu Marienrode, in: Studien
und Mitteil. z. Geschichte d. Benediktinerordens u. seiner Zweige, N. F.
2/1912,

Urkundenbuch - Marienroder Urkundenbuch, hrsg. v. Hodenberg, 1859.
Die für die Geschichte des Klosters Marienrode und die Niederlassung
der Zisterzienser wichtigsten Urkunden:

Aus d. Jahre 1246: Am 8. August überträgt Bischof Conrad von Hildesheim dem neuerrichteten Zisterzienserkloster zu Isenhagen das Obereigentum der Zehnten einiger umliegender Ortschaften (Marienroder UB Nr. 17).

Aus d. Jahre 1259: Am 24. März überweist Bischof Johann von Hildesheim dem Abt Thetmar und dem Zisterzienserkonvent zu Isenhagen das Dorf „Backenrode“ mit 24 Hufen und deren Zehnten (Gründungsurkunde für d. Zisterzienserniederlassung dortselbst, Marienroder UB Nr. 22).

Aus d. Jahre 1259: Am 1. August schenkt Bischof Johann von Hildesheim dem von ihm begründeten Zisterzienserkloster Marienrode, früher Backenrode genannt, mit Ausnahme bestimmter Teile sämtliche Güter, wie sie die Augustinermönche von alters her besessen und ihm bei ihrer Verweisung resigniert hatten (Bestätigung der Gründungsurkunde, Marienroder UB Nr. 23).

Die Gründungsurkunden des Bischofs Johann von Hildesheim aus dem Jahre 1259 erhielten später noch weitere Bestätigungen: In den Jahren 1260 durch Papst Alexander IV., MUB Nr. 26/27, 1281 durch Papst Martin IV., MUB Nr. 58/59, 1319 durch Papst Johannes XXII., MUB Nr. 222, 1372 durch Papst Gregor IX., MUB Nr. 354, 1538 durch Herzog Erich von Braunschweig (Schutzbrief des Landesherrn, Krätz, a. a. O., S. 6 u. 7).

„Linea Morimundi“ wird zitiert, wenn in den Annalen des Zisterzienserklosters Marienrode genannt wird. Es wird damit die Abkunft, die Genealogie des Klosters bezeichnet wie bei einem alten Adelsgeschlecht:

Citeaux, Stammkloster des Ordens, gegründet im Jahre 1098,

Morimund, burgundisches Frankreich, eins der vier ersten Töchterklöster von Citeaux, gegründet im Jahre 1115,
Altenkamp, erste Niederlassung des Ordens in Deutschland, gegründet im Jahre 1123,
Amelungsborn, erste Niederlassung des Ordens im niedersächsischen Raume, Diözese Hildesheim, gegründet im Jahre 1125¹,
Riddagshausen, gegründet im Jahre 1145,
Isenhagen, gegründet im Jahre 1245, dann 1259 nach Backenrode, dem späteren **Marienrode**, verlegt. Nach ununterbrochenem Bestehen als Zisterzienserkloster im Jahre 1806 wurde es durch die preußische Säkularisation aufgehoben.

Die Niederlassung der Zisterzienser in Marienrode

Die Geschichte der Niederlassung in Marienrode läßt der Klosterchronist Heinrich von Bernten mit der Darstellung der Isenhagener Gründung beginnen. Er nennt die kinderlose, verwitwete Schwiegertochter Heinrichs des Löwen, die Markgräfin Agnes, „fundatrix nostra“, unsere Gründerin, und ihre Bitte, ihre Stiftung mit Mönchen aus dem Zisterzienserorden zu besetzen, eine dringende „petitio“ an den Abt Hermann von Riddagshausen. Mit Zustimmung des Generalkapitels zog im Jahre 1245 unter dem Abt Thetmar ein Konvent von zwölf Mönchen in die Stiftung Isenhagen ein. Hier konnte sich aber das neue Kloster auf die Dauer nicht recht entwickeln, weil es an geeigneten Ländereien fehlte. Der Orden gründete mehrfach neue Konvente an so unwirtlichen Orten, daß es über die Kräfte der Mönche ging, diese urbar und für die Eigenwirtschaft des Klosters ertragfähig zu machen. Es finden sich daher wiederholt am Beginne neuer Niederlassungen ähnliche Verlegungen. Die Vorstellungen von Klosterfrieden und andachtsversunkener Gottzugewandtheit der Mönche sind für die Zisterzienserklöster jener Zeit nicht ausschließlich zutreffend. Zu allem brach im Jahre 1259 noch ein großes Unglück über die neue Klostersiedlung herein. Eine Feuersbrunst legte Kloster- und Wirtschaftsgebäude zum großen Teil in Schutt und Asche. So nahm Abt Thetmar die Schenkung des Hildesheimer Bischofs Johann, der ein Kloster der von ihm hochgeschätzten Zisterzienser aus seiner Diözese nicht wegver-

¹ Für den Amelungsborner Konvent Bestätigung i. einem Brief d. hl. Bernhard von Clairvaux aus d. Jahre 1129. Bischof Bernhard von Hildesheim weihte die Amelungsborner Klosterkirche um das Jahr 1135. Rustenbach, a. a. O., S. 52.

legen lassen wollte, zumal sein Vorgänger diesem Kloster schon Zuwendungen gemacht hatte, an und trat nach eingehender Darstellung der Zustände an das Generalkapitel und an die Visitoräbte mit seinen Mönchen in die Besitzrechte der aus dem Kloster Backenrode bei Hildesheim verwiesenen männlichen und weiblichen Konventualen nach der Regel des hl. Augustinus ein. In Isenhagen war als Konverse, als Laienbruder, Alradus de Eldinghe, ein herzoglicher Ministeriale, dem Konvente beigetreten. Er galt als Vorbild in der Erfüllung der Ordenspflichten und ist im Rufe der Heiligkeit gestorben. Vor der Übersiedlung nach Barkenrode erhob man dessen sterblichen Gebeine, überführte sie in die neue Klostersiedlung und setzte sie dort bei. Bei der Schilderung des Einzuges in das neue Kloster gibt Abt Heinrich von Bernten eine kurze Lagebeschreibung des übernommenen Klosters „Novale Backonis“. Es liegt westlich der Bischofsstadt Hildesheim inmitten dichter Waldungen „ultra montem lapideum“. Es taucht also hier schon der Name unseres Steinberges auf. Die Vorbesitzer der übernommenen Klostersiedlung hatten die Wünsche und Erwartungen des Hildesheimer Bischofs hinsichtlich ihres monastischen Lebens schwer enttäuscht. In dem „monasterium duplici conventus sexus utriusque“ einem Doppelkloster, hatten „fratres et sorrores“ gelebt.

Die neuen Besitzer machten sich gemäß ihrer Ordensregel, die für das Kloster die Eigenwirtschaft vorschrieb, sofort fleißig an die Arbeit. Sie ordneten die Verhältnisse, führten eine vorbildliche Klosterwirtschaft ein, rodeten und machten urbar und brachten das Kloster zu hohem Ansehen. Sie gründeten die Klosterhöfe, in denen die Erzeugnisse ihrer Ackerbauwirtschaft verkauft wurden. Das Güterverzeichnis von Marienrode wies nach den Urkunden und Liegenschaftsunterlagen im niedersächsischen Gebiet und noch darüber hinaus über hundert Ortschaften und Stellen nach, wo das Kloster Besitzungen hatte, Zehnte, Mühlen- und Fischereirechte besaß oder Dienstleistungen fordern konnte. Für Marienrode, wie für alle niedersächsischen Zisterzienserniederlassungen, gilt, was der evangelische Kirchengeschichtler Uhlhorn in einer Abhandlung über die kulturellen Leistungen der Zisterzienser in Niedersachsen sagt: „Kein anderer Orden hat soviel an der Urbarmachung wüster Ländereien, Wald- und Bruchlandes gearbeitet, keiner überhaupt die Landwirtschaft so gefördert wie der Orden von Citeaux. Die landwirtschaftliche Arbeit galt selbst als ein Hauptstück des asketischen Lebens. Die Musterwirtschaften der Zisterzienser haben denn auch einen fördernden Einfluß auf den Acker- und Gartenbau ausgeübt“ (Ztschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen, Jg. 1890, S. 84 ff). Einer der Marienroder Klosterhöfe war das Vorwerk *Neuhof* in unmittelbarer Nähe des Klosters, und die Rodungen des „Rottsberges“ — sein

Name erinnert noch an jene Zeit — und die landwirtschaftliche Erschließung der Hildesheimer Umgebung westlich der Stadt und im Leinetal bis vor Hannover gehen zum guten Teil auf das Wirken der Marienroder Zisterzienser zurück. In der Stadt Hildesheim erwarb das Kloster durch Schenkung den Abtshof im „Sack“, noch bis zur Zerstörung im 2. Weltkrieg unter dem Namen „Marienröder Sack“ bekannt, in dem später die Äbte bei ihrem Aufenthalt in der Stadt Wohnung nahmen, wohin sie sich nach ihrer Resignierung häufig zurückzogen und wo das Kloster zeitweilig ein Spital unterhielt.

Aber Fehden, Plünderungen, Seuchen, vor allem aber Mißernten und schlechte Wirtschaftsführung brachten auch Marienrode in Bedrängnis. Um ihm aus dem Größten herauszuhelfen, schenkte Kaiser Karl IV. dem verarmten Kloster mit Wissen des Hildesheimer Bischofs und des Vaterabtes zu Riddagshausen im Jahre 1377 dreihundert Schock Prager Groschen zum Rückkauf verpfändeter und zum Neukauf anderer Güter.

Die Wahl des Abtes Heinrich von Bernten und die Erbauung der Kirche

Das Generalkapitel des Ordens hatte im Jahre 1401 in Citeaux Beschlüsse zur Visitation und Reform der Klöster Morimunder Linie gefaßt. Die Folgen waren weithin wieder strengere Beobachtung der Ordensregeln. In Marienrode wurde im Jahre 1426 Heinrich von Bernten, der Geschichtsschreiber seines Klosters, zum Abte gewählt. Er wird den Klosterreformatoren seiner Zeit zugezählt, war befreundet mit dem als Reformator in Norddeutschland bekannteren Augustinerpropst vom Hildesheimer Sültekloster, Johannes Busch, mit dem er gelegentlich gemeinsame Visitationen anderer Klöster vornahm.

Vor seiner Abtswahl war Heinrich von Bernten schon sechzehn Jahre Mitglied seines Konventes gewesen, hatte mehrere Klosterämter betraut, so daß ihm die klösterlichen Verhältnisse durchaus bekannt waren. Die Wahl konnte wohl damals auf keinen Besseren fallen. Der Marienroder Konvent gewann unter Abt Heinrich an Ansehen, wenn es auch nicht gelang, die frühere Musterwirtschaft wiederherzustellen. Der neue Abt widmete sich auf allen Gebieten der Besserung der klösterlichen Zustände, unter anderem auch durch notwendig gewordene neue Anlagen wie Ofen, Badstube, Waschhaus und dergleichen. Auch wurde unter ihm im Kloster eine „Bücherstube“ eingerichtet, wo Handschriften angefertigt und geordnet wurden. Es wurde also auch die Wissenschaft gepflegt, und später sandte der

Marienroder Konvent Mitglieder zum Studium der Wissenschaften auf die Universität Leipzig². Heinrich von Bernten bekleidete die Abtswürde zweimal: vom Jahre 1426 bis 1452 und nochmals von 1454 bis zu seinem Tode im Jahre 1463. Seine Hauptaufgabe während seiner zweimaligen Abtszeit aber sah er in der Erbauung einer neuen Klosterkirche für das „Opus Dei“ der Mönche.

Nach dem Beschlusse des Generalkapitels vom Jahre 1401 mit den Reformbestimmungen war es verständlich, daß man sich beim Neubau der Kirche streng an die Bauvorschriften des Ordens hielt, insbesondere Heinrich von Bernten, der als Abt selbst mit Reformaufgaben seitens des Ordens betraut war und in dessen Abtszeit die Hauptbauzeit der Kirche fällt. Seine Klosterkirche sollte den Grundregeln des Ordens entsprechend wieder auf das Monastisch-Asketische abgestimmt sein.

In einer geschichtlichen Übersicht über die im älteren Hildesheimer Kirchensprengel gelegenen Stifte und Klöster („Jahresber. d. Vereins f. Natur u. Kunst i. Fürstenthum Hildesheim“, 1847) heißt es über die Marienroder Kirche: „... sie ist um das Jahr 1450 erbaut und ein Beweis, wie sorgsam, handwerksmäßig und **geistlos** sich im gothischen Style bauen läßt.“ Es ist danach ein Bauwerk im ursprünglichen „Zisterzienserstil“ aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, wie es ausdrücklich in den Institutionen des Ordens und nach seinen traditionellen Bräuchen gefordert wird. „Turres lapideae ad campanas non fiant nec ligneae immoderatae altitudinis“. Hohe Türme, breite Treppen, prächtige Portale, zierliche Fialen und mächtige Glocken durften nicht sein. Hierüber hatte beim Bau der „magister operis“ zu wachen und die Laienmeister streng zu beaufsichtigen. Es sind aus der zisterziensischen Baugeschichte Fälle bekannt, wo regelwidrige Turmbauten abgetragen werden mußten. Nach der „simplicitas ordinis“ sollten keine kunstvollen Ausstattungen und farbenfreudigen Bilder die Sammlung der betenden und Gott zugewandten Mönche ablenken. Grundsätze und Auffassungen über das Bauen und die Kunst im kirchlichen Bereich und die praktische Anwendung für die Bau- und Kunstbetätigung des Ordens enthält u. a. Kapitel 17 des „Exordium Cist. cenobii“, und der hl. Bernhard hat als Abt von Clairvaux selbst hierzu in einer Apologie Stellung genommen³. Zwar konnte auch der „Puritanismus“

² Vier Mitglieder in den Matrikeln für die Jahre 1506, 1508, 1511 u. 1516. Nach e. Beschluß d. Generalkapitels a. d. Jahre 1345 zur Ausbildung u. Einführung von Lehrern u. Definitoren in einzelnen Klöstern.

³ Abgdr. in „Cistercienser-Chronik“, a. a. O., S. 18 ff.

des Ordensstiles auf dem Gebiete des Kirchenbaues nicht jede Weiterentwicklung verhindern. Als Ersatz für die untersagte künstlerische Ausschmückung wurden die Verhältnisse des architektonisch Einfach-Klaren, die Ausgewogenheit in den Maßen der Arkaden, Gewölbe und Fenster, und als Milderung der strengen Bauregel die Feinheiten der Steinbearbeitungen an den Ordenskirchen der Zisterzienser berühmt. Denn von einem ihrer Meister aus dem Altenberger Konvent heißt es, er sei der „Rex lapicides“, der König der Steinmetze, gewesen. Die Kunstgeschichte vergleicht die Zisterzienserkirchen mit den Kindern einer Familie. Jede Kirche hat eigene Ausdrucksformen und Besonderheiten. Dennoch zeigt sich bei allen deutlich die auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisende Familienähnlichkeit.

Von einer älteren Kirche aus vorzisterziensischer Zeit sind in Marienrode keine sicheren Bauzeugnisse zu erkennen. Beim Baubeginn der Kirche unter Abt Hermann von Harlessem im Jahre 1412 wurde ein Oratorium abgetragen, das einen steinernen Turm hatte. Denn unter diesem Turm „ante fores oratorii sub turre lapidea“ wurden die von Isenhagen überführten Gebeine des Confessors Alrad zunächst beigesetzt. Dieses Oratorium muß sich in einem sehr auffälligen Zustande befunden haben. Die Steine der Stützen und Wände bröckelten ständig, und Ausbesserungen an den oberen Mauerteilen und am Dache waren für die Handwerker lebensgefährlich. Abt Hermann von Harlessem beschloß daher, das Bethaus abzureißen, und dann begann man im Vertrauen auf Gott mit dem Neubau einer Klosterkirche. Die Bauzeit umfaßt ein halbes Jahrhundert, die Zeit von 1412 bis 1462; denn die Geschieke des Klosters haben die Bauarbeiten stark beeinflußt. Für den Bau hatte Abt Hermann am Klingenberg einen Steinbruch erschlossen und soviel Steine zurichten und anfahren lassen, daß man glaubte, diese „bis zum Jüngsten Tage“ nicht verbauen zu können.

Der Neubau wurde im Ostteil begonnen. Die ersten Baunachrichten nennen die Anlage des Ostchores und der Chorkapellen. Nachdem man ein Jahr lang am Bau gearbeitet hatte, blieb der Bau liegen, weil er zu groß und zu kostspielig begonnen worden war. Sechzehn Jahre blieben die angefangenen Mauern stehen, und der Abt wandte sich anderen notwendigen Bauarbeiten zu. Ohne am Kirchenbau weitergearbeitet zu haben, starb er im Jahre 1422. Sein Nachfolger Abt Hermann von Milsing hatte ebenfalls „viel mit Bauarbeiten zu tun“. Über den Weiterbau an der Kirche wird aus seiner Abtszeit nicht berichtet. Erst Abt Heinrich von Bernten wandte sich gleich nach seiner Wahl im Jahre 1426 wieder dem Kirchenbau zu.

Beim Baubeginn hatte man Teile des alten Bethauses aus vorzisterziensischer Zeit zunächst stehen lassen. Jetzt ging Abt Heinrich nach Beratung mit Bischof Magnus von Hildesheim an den Abbruch der alten Kirche und begann mit dem Bau gewissermaßen wieder von neuem, da auch Teile des bereits unter Abt Hermann von Harlessem begonnenen Werkes wieder beseitigt werden mußten. Weil das tägliche Offizium weiter gehalten werden mußte, wurde das Chorgestühl zunächst in die „Infirmarie“, den Krankensaal, gebracht; dann aber wieder in den Teil der Kirche zurückgeschafft, der zunächst noch stehengeblieben war, weil die Fertigstellung der Kirche noch manches Jahr in Anspruch nehmen würde. Dann drohte aber auch hier Bau-fälligkeit, und der Konventualgottesdienst wurde für sechs Jahre in den an die Kirche anschließenden Raum, die „camera bursaria“ verlegt. Währenddessen schritt die Bauarbeit langsam fort. Der Bau wurde weniger aufwendig und ohne größere Steinmetzkunst aufgeführt. Zwei Gründe waren vornehmlich bestimmend: Der Abt wünschte bald eine fertige Kirche für sein Kloster zu haben, und zudem war die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Klosters zu Beginn der Abtszeit Heinrichs von Bernten nicht gerade günstig. Außerdem war sein Konvent klein⁴, im Vergleich zu den Klöstern in der Blütezeit des Ordens, und ein großer Bau wie die Ordenskirchen des XII. und XIII. Jahrhunderts wäre unzweckmäßig gewesen.

Nach einem Baujahr waren Mauern und Stützen mannshoch über die Erde geführt, und nach weiteren drei Jahren war eine Höhe von dreißig Fuß erreicht. Während der Bauzeit wurden an verschiedenen Stellen Altäre aufgestellt, damit von den Mönchen die gestifteten Messen gefeiert werden konnten. In der alten Kirche waren neben dem Hauptaltar weitere sieben Nebenaltäre aufgestellt gewesen. Dann trat bei den Bauarbeiten eine längere Pause ein durch den Streit des Hildesheimer Bischofs mit den Braunschweigischen Herzögen, die drei Jahre lang auch für das Kloster Marienrode „pericula et damna“ — Gefahren und Nachteile — brachten. Nur langsam schritt in den nächsten Jahren der Kirchenbau voran, obschon der Abt seine ständige Mühe darauf verwandte. Die beim Einzug der Mönche unter dem alten steinernen Turm beigesetzten Gebeine Alrads ließ der Abt erheben, da der Turm abgerissen werden mußte, und zwischen Tür und Altar vor dem Kapitelhaus unter einem neuen Epitaph wieder beisetzen.

Anläßlich des Baseler Reformkonzils im Jahre 1438 fand das Generalkapitel des Zisterzienserordens ebenfalls in Basel statt. An ihm nahm

⁴ Zu Beginn seiner Abtszeit 26 Fratres „cum conversis“. — Chron. cap. 25.

als Beauftragter des Ordens auch der Abt von Marienrode teil, da er auf Anordnung des Ordens und auf Wunsch des Bischofs von Hildesheim als Visitator und Klosterreformer tätig sein sollte. Alle diese Aufgaben behinderten den Fortgang der Bauarbeiten an der Kirche. Nur bei der Zurichtung der Steine und dem Heranschaffen zur Baustelle ließ der Abt nach Möglichkeit keine Unterbrechungen eintreten.

Im Jahre 1439 waren die Außenmauern und Arkaden teilweise fertig und die Fenster bis zur vorgesehenen Höhe geführt. Dann wurden die Eichenbalken für die Decke und den Dachstuhl sowie für den Glockenturm herbeigeschafft und zugerichtet und die Dächer mit Ziegeln und Bleiplatten gedeckt. Westfassade und südlicher Querarm konnten nach den Bauberichten erst später fertiggestellt werden. Der Kreuzgang muß jedoch schon vor dem Jahre 1440 angelegt worden sein, da er bei der ersten Teilweihe in dem genannten Jahr schon mitgeweiht wurde. Dann ging man an die Inneneinrichtung des Gotteshauses. Der Fußboden wurde mit Estrich belegt und die Treppe zur Klausur mit einem steinernen Bogen abgeschlossen. In die Chor- und Kapellenfenster wurde Glas eingesetzt und die steinernen Stufen für die Aufgänge in die oberen Chorkapellen ausgehauen. In der Mauer wurde eine Nische, eine „*parva camera*“, zur Aufbewahrung der Gefäße für die hl. Öle und die Flaschen für das Weihwasser eingebaut. Im Jahre 1440 war der größere Teil der Kirche, „*pars maior intus et extra*“ fertiggestellt und das große Fenster in der Südwand des Querarmes, das zum Teil ein Bürger gestiftet hatte, vollendet.

Obschon die westliche Fassade noch nicht hochgeführt war und bis zur Fertigstellung der Kirche noch manches Jahr vergehen würde, sollte der soweit gediehene Bau doch schon geweiht werden. Abt Heinrich beschloß mit seinem Konvente, die Weihe der Kirche durch den Hildesheimer Bischof vornehmen zu lassen. Da Bischof Magnus selbst nicht anwesend sein konnte, beauftragte er Bischof Heinrich von Meißen als seinem Weihbischof mit den Weihehandlungen. Für diese Feier wurde eine Novene angesetzt, die am Sonntag, dem 5. Juni 1440, begann und zu der der Abt von Marienrode in der Stadt und in der Umgegend des Klosters eingeladen hatte. Anwesend waren die Äbte der Mutterklöster Amelungsborn und Riddagshausen, der Abt von Michaelstein, Ordensgeistliche und Weltklerus. Außerdem hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden, unter ihr viele „Aachenspilger“, die sich gerade in diesen Tagen im Hildesheimer Aachenspilgerhaus zur Heiligtumsfahrt versammelt hatten. Es muß ein Riesenandrang geherrscht haben. Während der Weihetage wurde vom Abt sogar Frauen die Besichtigung der Klausur gestattet, und die vielen

Pilger wurden mit Mahlzeiten „*diversis ferculis*“ und mit Bier und Wein vom Kloster bewirtet.

Bei der Weihe wurden in den Hochaltar vierundzwanzig Reliquienpartikel eingeschlossen und dieser wie die Kirche zur Ehre Gottes, der Gottesmutter als Patronin des Ordens, des hl. Michael, aller Engel und Heiligen geweiht⁵. Am darauffolgenden Tage folgte die Weihe eines zweiten Altares und die des Friedhofes, am dritten Tage die Weihe eines dritten Altares und des Kreuzganges. So wurde bis zum neunten Tage jeden Tag ein Altar geweiht. Am letzten Tage schloß die Feier mit einer Sakramentsprozession und dem Hochamte, in dem der Weihbischof die Festpredigt hielt und den Beschluß des Bischofs von Hildesheim bekanntgab, daß „*dat Closter Betsingerode na dysser teidt dat nōmen Marienrode publice et privatim*“ tragen solle. Am darauffolgenden Tage wurde eine Konventsprozession gehalten, die Räume, zu denen während der Feier Frauen Zutritt gehabt hatten, mit Weihwasser besprengt und die Klausur wiederhergestellt. Für den Chorgottesdienst wurde ein neues Chorgestühl beschafft, und die noch fehlenden Glasfenster von verschiedenen Schenkgebern gestiftet.

Noch aber war die Kirche nicht fertiggebaut, und weitere 20 Jahre sollten bis zur Vollendung noch vergehen. In den nächsten Jahren wird wieder von einer Verzögerung berichtet, die den Weiterbau sehr behinderte und dem klösterlichen Leben schweren Abbruch tat. Durch reformatorische Visitationen in anderen Klöstern, vornehmlich bei den Konventualinnen in **Derneburg** hatte sich der Abt von Marienrode Bürger der Stadt Hildesheim zu Gegnern gemacht. In seiner Chronik berichtet er darüber in eigener Sache: Er habe als Visitor aus dem genannten Kloster einige Klosterfrauen verweisen müssen, da diese das gemeinschaftliche Leben aufgegeben, den Konventsgottesdienst vernachlässigt und sich Klosterbesitz zu eigen gemacht hätten. Aus diesen Gründen seien sie anderen Konventen zugeführt worden. Da dies den Zeiten entsprechend in ziemlich drastischer Weise vor sich gegangen war, beschlossen die Hildesheimer, sich an Marienrode zu rächen. Sie trieben ihr Vieh auf Marienroder Klosterweide, schafften aus Klosterwaldungen Holz weg und fuhren aus dem Steinbruche für den Kirchenbau fertig zugerichtete Steine ab, um mit diesen ihr teilweise eingestürztes Rathaus wiederaufzubauen. Die Streitereien begannen in der Fastnachtszeit 1444; in ihrem Verlauf kam es sogar zu Handgreiflichkeiten zwischen Bürgern der Stadt und Mönchen des

⁵ Hierüber außerdem eine Bestätigungsurkunde d. Bischofs Heinrich von Misina. — Mitteil. Grotefends a. d. Staatsarchiv Hannover an Mithoff.

Klosters. Schließlich sah sich der Abt genötigt, kaiserliche Hilfe anzurufen. Zweimal reiste er in dieser Sache zur Audienz an den kaiserlichen Hof. Die Bedrängnis seines Klosters vergleicht er mit der Bedrängnis der Juden in Jerusalem, die beim Wiederaufbau ihres Tempels in der einen Hand die Kelle und in der anderen das Schwert führen mußten. Durch einen Spruch der Römischen Majestät, die den Herzog von Braunschweig mit der Vermittlung im Streite beauftragt hatte, und durch Einlenken des Hildesheimer Rates trat endlich vor Weihnachten 1445 wieder Ruhe ein.

Jetzt konnte mit den Bauarbeiten an der Kirche fortgefahren werden. Aus dem zurückgewonnenen Steinbruche wurden die Steine wieder angefahren, und neue Ofen für die Gewinnung des Mörtelkalkes wurden angelegt. Die Steinmetze erhielten eine neue Werkstatt, und mit neuen Werkleuten wurde der Abbruch des noch stehenden steinernen Turmes in Angriff genommen. Dann wurden dessen Fundamentsteine ausgehoben, fortgeschafft und der ganze Bauplatz für den Weiterbau gesäubert und vorbereitet. Im Jahre 1449 konnten die Fundamente für die noch fehlende Westmauer der Kirche gelegt werden. Von weiteren Abschlußarbeiten wird die Herstellung der Verbindung von Chor und Kreuzgang erwähnt. Im kirchlichen Jubeljahr 1450 empfing Kloster und Kirche Marienrode den Besuch des Kardinals Nikolaus von Cues als Abgesandten von Papst Nikolaus V., der der Marienroder Kirche die Berechtigung zur Gewährung des Jubiläumsablasses übermittelte. In der Kirche war eine Orgel aufgestellt worden, die am Tage Mariä Himmelfahrt des Jubeljahres zum ersten Male zum Chorgesang der Mönche erklang.

Im Jahre 1452 wird die hohe Südwand des Querhauses, die „absides australis“, vollendet, und die Fundamentsteine für deren Strebepfeiler werden gelegt. Ständig beschleunigte der Abt die Bauarbeiten, damit die Kirche bald fertig werde. Aber noch vor der Vollendung resignierte er mit Genehmigung des Generalkapitels wegen „schwieriger und unangenehmer Dinge“, die er glaubte als Abt nicht tragen zu können, die wahrscheinlich mit seinen früheren Visitationen zusammenhingen und auch den Anlaß zum Streit mit den Hildesheimer Bürgern abgegeben hatten.

Der Nachfolger in der Marienroder Abtswürde, Hinrich Hagen, setzte den Weiterbau der Kirche fort. Für das Jahr 1453 wird vom Ausbau der Strebepfeiler an der Südmauer der Kirche berichtet und dem Aufsetzen der Strebebogen an die Strebepfeiler der Hochwand. Abt Hinrich Hagen blieb keine zwei Jahre in seinem Marienroder Amt; er resignierte und ging in einen anderen Konvent. Das verwaiste

Marienrode wählte im Beisein der Vateräbte von Amelungsborn und Riddagshausen im Jahre 1454 Heinrich von Bernten abermals zu seinem Abte. Sein Einspruch gegen seine Wiederwahl nutzte nichts. Die „exhortatio patrum“ bestimmte ihn schließlich, die Last des Amtes nochmals auf sich zu nehmen.

Gleich nach seiner Wiederwahl hören wir im Jahre 1455 vom Weiterbau an der Kirche „pro perfectione“, zu deren Vollendung. Alle oberen Fenster wurden fertiggestellt, die noch fehlende Bedachung wieder wie im Jahre 1439 mit Ziegeln und Bleiplatten aufgelegt und Ostapsis und Südwand des Querschiffes „nigris lapidibus“, mit dunklen schrägen Decksteinplatten auf den Strebepfeilern, vollendet.

Unfertig war noch die Westseite der Kirche, das Gewölbe des westlichen Arkadenquadrates und die Außenfassade mit den zwei starken Strebepfeilern, dem mächtigen Giebelabschluß und dem Westfenster. Im Winter, wenn die Bauarbeiten ruhten, ließ der Abt nochmals Werkleute anwerben, um im nächsten Sommer sofort mit den Bauarbeiten fortfahren zu können. Bei diesen Arbeiten kam es aber auch wieder zu kurzen Unterbrechungen durch kleine „Streiks“, wenn für die Bauarbeiter die Verpflegung fehlte, die der Abt dann erst wieder beschaffen mußte. Den letzten Baujahren sind im Chronicon nur wenige Zeilen gewidmet, und da es — wahrscheinlich schon von anderer Hand geschrieben — ausdrücklich heißt: „... in welchem Jahre die Kirche a parte occidentale — in ihrem Westteil — vollendet werden konnte, kann ich aus den Aufzeichnungen nicht mit Sicherheit feststellen“, steht das genaue Datum der Vollendung des Bauwerkes nicht fest. Nur, so wird berichtet, ließ der Abt noch vor seinem Tode die „ganze Kirche konsekrieren“. Dabei haben besondere Feierlichkeiten am 11. Juli 1462 wahrscheinlich nicht stattgefunden. Möglicherweise war Abt Heinrich zu dieser Zeit schon todkrank, und zudem hatte ja schon eine feierliche Teilweihe im Jahre 1440 stattgefunden. Ein Jahr nach Vollendung seines Werkes, am 3. Juni 1463, starb Abt Heinrich von Bernten. Er wurde im Hauptchor der von ihm erbauten Kirche bestattet. Seiner rastlosen Tätigkeit und seinem Gottvertrauen bei allen seinen Unternehmungen widmet der Fortsetzer seines Chronicons noch einen anerkennenden Nachruf.

Die späteren Schicksale der Kirche und ihr heutiger Zustand

In den fünfhundert Jahren seit ihrer Vollendung hat die Klosterkirche manche schicksalsschweren Ereignisse überstehen müssen: Die

Stiftsfehde mit ihren Ausraubungen und Plünderungen, die Gefahr der Wegnahme des Klosters durch die Braunschweigischen Herzöge, unter deren weltlichen Schutz entgegen den Ordensvorschriften sich der damalige Abt durch seine Klosterpolitik im Jahre 1538 begeben hatte, um in jenen Zeiten der Unsicherheit das Kloster aus allen Fährnissen retten zu können. In den Reformationsjahren nach 1542 fiel die Klosterkirche dem lutherischen Gottesdienst zwar nicht zu, da die Reformatoren in Stadt und Stift Hildesheim zur calenbergischen Enklave Marienrode keinen Zugang fanden. Aber die „linea“ zu den Mutterklöstern riß ab; der Orden verlor Amelungsborn und Riddagshausen und alle anderen Klöster in Niedersachsen. Marienrode war auf sich allein gestellt, und manche Äbte schalteten und walteten eigenwillig, da auch die Visitationen und die Berichte an die Generalkapitel gelegentlich unterblieben, die mit Sorgen die Marienroder Verhältnisse verfolgten. Einem der Äbte dieser Zeit, Johann Hane, der sich um Konvent und Klosterleben nicht kümmerte und bedenkenlos Güter aus Klostereigentum verschleuderte, wird zur Last gelegt, daß er das Bauwerk der Kirche verkommen lasse. Im Dreißigjährigen Kriege hatten Kloster und Kirche mehr oder weniger Glück; es wurde keine Brandfackel gelegt. Im späten XVII. und im XVIII. Jahrhundert standen dem Marienroder Konvent einzelne tüchtige Äbte vor, die auch der Klosterkirche wieder ihre Sorge angedeihen ließen und für ihre Instandhaltung erhebliche Aufwendungen machten. Es waren dies Abt Johannes Ningelgen, 1668 bis 1695, Profeß aus der einflußreichen Abtei Altenberg Morimunder Linie, und fünfzig Jahre später, von 1748 bis 1757, Abt Johannes Spelbring. Kurze Angaben über die von ihnen vorgenommenen Restaurierungen und Neuausstattungen enthalten die biographischen Notizen unter ihren Porträtgemälden im jetzigen Amtshaus des Klostergutpächters⁶.

Die Klosterkirche sah einen dreimaligen Wechsel der Säkularisierungsherren ihres Klosters: im Jahre 1806 durch Preußen, 1810/12 durch die Eingliederung in das Königreich Westfalen von Napoleons Gnaden mit dem anschließenden Verkauf des Klosterbesitzes an den königl. westfälischen Finanzminister Malchus von Jerômes Gnaden; im Jahre 1815 durch die Neuordnungen des Wiener Kongresses, die die Herrschaft des „Grafen Malchus von Marienrode“ dem Gebiete des Königreiches Hannover einverleibten, das seinerseits den Besitz Marienrode weiterverpachtete. Die Klosterkirche war durch die Säku-

⁶ Unter Abt Ningelgens Bild steht „... ecclesiam maiorem pene eo ipsam renovavit“. Bei Abt Spelbring heißt es „... ecclesiam organo, fornice, altaribus decoravit“.

larisierungsbestimmungen katholische Pfarrkirche geworden und ist es bis heute geblieben, nachdem den Bemühungen zweier noch lebender Konventsmitglieder bei der Hannoverschen Regierung, die Restitution ihres Klosters zuzulassen und die Klosterkirche wieder dem Mönchsgottesdienst einzuräumen, kein Erfolg beschieden war.

Vernehmlicher als die Urkunden und Bauberichte sprechen zu uns die Steine des fünfhundert Jahre alten Bauwerkes. Wie alle alten Zisterzienserkirchen war auch die Marienroder Kirche über dem Grundriß im Zeichen des Kreuzes errichtet⁷. Ein Blick auf die Westfassade mit dem zisterziensischen Westfenster läßt sie als verkleinertes Abbild der großen Ordenskirchen aus der Blütezeit im XII. und XIII. Jahrhundert erscheinen. Für den Marienroder Konvent war sie dennoch von stattlicher Größe. Wie bei den großen Ordenskirchen wirkt die Westfassade mit den starken vorspringenden Strebpfeilern, dem mächtigen Giebelabschluß über einem die ganze Breite des Mittelschiffes überspannenden Spitzbogen und dem großen Westfenster am eindrucksvollsten auf den Beschauer.

Das Langhaus der gotischen Basilika ist dreischiffig. Starke Pfeiler tragen die Last der Hochwände und gehen ohne Kapitelle und Kämpfersteine in die spitzbogigen Arkaden über, die bis unter die Gewölbedecke reichen. Entsprechend der dreifachen Arkadenunterteilung hat das Mittelschiff drei Quadrate; das Querschiff hat ebenfalls drei Quadrate, dessen mittleres mit dem Mittelschiff die Vierung bildet, über der außen der zisterziensische Glockenturm, der Dachreiter in barocker Form, steht. An das Vierungsquadrat schließt sich, um zwei Stufen erhöht, nach Osten das Chorquadrat an. An dieses legt sich mit einem fünfachtel Seitenabschluß die Ostapsis, die mit sechs gotischen Gewölberippen den Altarraum, das Sanctuarium, einem hohen Baldachin gleich, schützend überwölbt. Das westliche Arkadenquadrat des Mittelschiffes nimmt die Orgelbühne ein. Die schmalere und niedrigeren Seitenschiffe bilden entsprechend der Mittelschiffunterteilung drei längliche Rechtecke. Auf der Ostseite des Querhauses gehen die Seitenschiffe in die Nebenchöre über, vom Hauptchor durch die Chorgestühle getrennt. Den Abschluß der Nebenchöre nach Osten bilden die Chorkapellen, die in quadratischer Anlage die Chorapsis im Innern flankieren, als Kapellenanbauten am Außenbau jedoch nicht erkennbar sind, so daß darin eine „Unklarheit im Grundriß“ gegenüber den alten Ordenskirchen gesehen wurde⁸. Fast alle Zisterzienserkirchen kennen

⁷ „omnes ecclesiae ordinis nostri fere in modum crucis constructae“ Rit. cist. I./3.

⁸ Zeitschr. f. Bauwesen, 64/1914, S. 232 ff.

Seitenchorkapellen, zwei, drei oder mehr nebeneinander den Ostmauern des Querschiffes angebaut oder als Kapellenkranz den Apsisseiten des Chores oder einem Chorumgang, ähnlich unserer ehemaligen Benediktiner-Klosterkirche St. Godehard, als kleine Apsiden angelehnt. Bei den Untersuchungen über die Entstehung verschiedener Chortypen am Sanktuarium der Zisterzienserkirchen werden zweigeschossige Chorkapellen, wie sie die Marienroder Kirche als Besonderheit hat, nicht erwähnt, und Krätz stellt dazu fest: „... wir haben solche Anlagen in den von uns besuchten Kirchen des Ordens nirgends gefunden“. An der Brüstung, die die untere von der oberen Chorkapelle trennt — heute ist nur noch der Südchor in der ursprünglichen Form erhalten —, ist als einzige bauliche Ausschmückung ein Rundbogenfries angesetzt, der möglicherweise als restliches Bauzeugnis noch aus der vorzisterziensischen Kirche stammt. Die niedrigen, doppelgeschossigen Chorkapellen dienten mit den in ihnen aufgestellten Nebenaltären dem liturgischen Zwecke der Meßfeiern, für die in einem Klosterkonvent hinreichend Altarplätze notwendig waren. Ehemals acht Nebenaltäre wurden für die ganze Kirche nach dem Weihebericht im Jahre 1440 geweiht. Zweifellos haben aber auch Mönche die Chorkapellen zu Andachtsstunden außerhalb des Chorgottesdienstes aufgesucht. Die Kapellenanlage im nördlichen Nebenchor ist später verändert. Hier ist das Gewölbe über der unteren Kapelle entfernt worden, so daß eine quadratische Halle gleich hoch wie der nördliche Nebenchor entstanden ist, die ehemals als Durchgang zum Kreuzgang diente und heute eine unmittelbare Verbindung zwischen Kirche und Pfarrerwohnung im Ostflügel der früheren Konventsgebäude bildet. Vermauerte Nischen in der Südwand des Seitenschiffes lassen erkennen, daß an diesen Stellen früher ebenfalls Seitenkapellen angebaut waren. Eine vermauerte Tür in der Mauer des nördlichen Seitenschiffes mit der Jahreszahl 1734 darüber führte einst auf den Kreuzgang hinaus.

Die heutigen Gewölbe im Mittelschiff stammen, wie schon erwähnt, aus der Zeit des Abtes Johannes Spelbring um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Dieser Abt war es auch, der die Kirche mit den beiden barocken Nebenaltären an den Chorpfeilern ausstattete. In seiner Abtszeit wurde auch eine neue Orgel aus der Werkstatt der Hildesheimer Orgelbauerfamilie Müller aufgestellt, die jene aus dem Jahre 1440 ersetzt hat. Der barocke Hochaltar, der fast die ganze Höhe der Chorapsis einnimmt, stammt aus der Abtszeit des letzten Abtes Johannes Günther, aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts; er wird zur Zeit einer Restaurierung unterzogen. Der älteste Altar der Kirche, der sogenannte Abtsaltar aus der früheren Abtswohnung im ehemaligen

Abteigebäude, steht heute in der unteren südlichen Chorkapelle. Die Kunstgeschichte datiert ihn mit verschiedenen verwandten Altarausstattungen in das Jahr 1690. Von weiteren Ausstattungsstücken, die dem Kirchenraum zugehören, wäre noch die im Sechseck angelegte barocke Kanzel mit ihrer Brüstung und die Kommunionbank des Meisters Süssemann aus dem Jahre 1750, der Abtszeit des Abtes Spelbring, zu nennen.

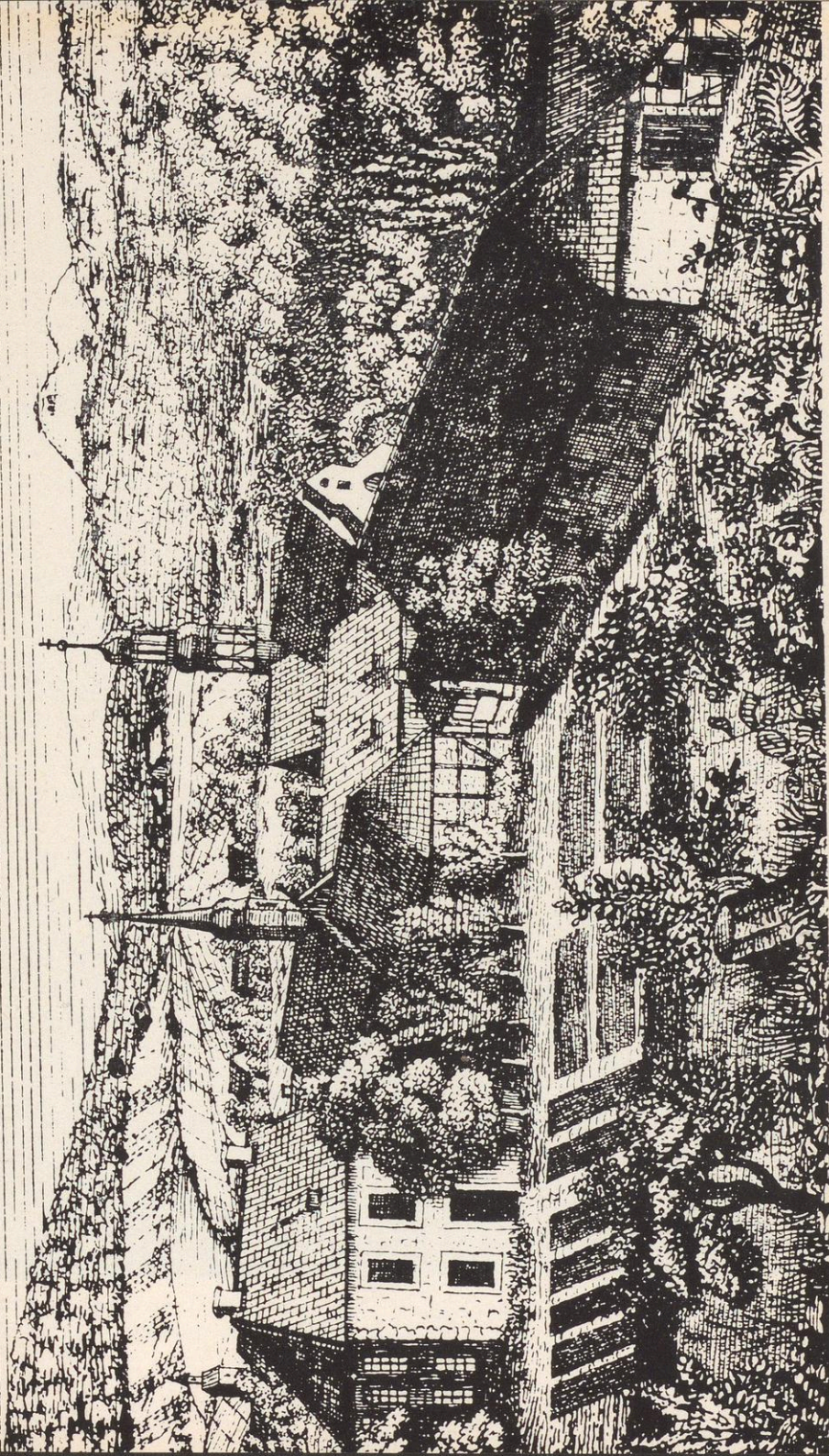
Das äußere Bild des Bauwerkes gliedern auf der Südseite die Strebe-
pfeiler, die zwischen den Fenstern an den Mauern und an den Mauerkanten angesetzt sind. Die Strebebogen zu der Nord- und Südseite der Hochwände sind weder im Innern der Kirche noch außen am Bauwerk sichtbar. Sie setzen oberhalb der Gewölbe der Seitenschiffe und unter den Seitenschiffdächern an die Arkadenwände an. Das bescheidene mönchische Portal liegt in der Westmauer unter dem großen Fenster. Zwischen dem Portalscheitel und dem Fenster steht in einer Mauernische das steinere Bild der Himmelskönigin Maria mit dem Kinde, der Patronin der Kirche und des Ordens. Der Westmauer des südlichen Querarmes ist ein Treppentürmchen angebaut, über das der Dachboden und von dort der Glockenstuhl im Dachreiter zu erreichen ist. Die Sakristei nimmt den Raum zwischen der Ostwand des nördlichen Querarmes und der Nordmauer des nördlichen Nebenchores ein.

Der spätmittelalterliche Bau zeigt die rückweisende Haltung auf die Anfänge der Zisterzienserbauweise. Da an der Kirche mit Ausnahme der Beseitigung des Chorkapellengewölbes des Nordchores keine baulichen Veränderungen oder Anbauten vorgenommen worden sind, wird sie dem Bauschema des Ordens gerecht, während bei manchen anderen Kirchen des Ordens durch spätere Veränderungen, namentlich durch die Barockisierung, die zisterziensischen Grundformen stark verdeckt und mitunter kaum noch erkennbar sind⁹. Abgesehen von der späteren Barockausstattung des Innenraumes mit den Altären, der Kanzel, der Orgel und der Kommunionbank hätten wir, wären Wände und Flächen noch nach dem alten Farbzept zisterziensischer Art mit weißer Kalkmilch überlaufen, in der Marienroder Klosterkirche eine späte zisterziensische Architekturleistung in Reinkultur erhalten. Die grundlegende Literatur über die Bau- und Kunstbetätigung des Zisterzienserordens behandelt die Marienroder Kirche nicht. Ihre Filiationstabellen reichen nicht über das Jahr 1440 hinaus. Da die Erbauung der Kirche in die Mitte des XV. Jahrhunderts, also gut

⁹ Das gilt vornehmlich für die ehemal. schlesischen Abteikirchen Morimunder Linie, Grüssau, Leubus und Rauden/OS.

hundertfünfzig Jahre später als die Blütezeit des Ordens, fällt, wo das mönchische Ideal schon weitgehend im Schwinden war, so daß die Orden unablässig um Reformmaßnahmen bemüht sein mußten, ist die Bauleistung des Marienroder Kirchenbauers, der sich an das alte, „geist- und phantasielose“ zisterziensische Bauprogramm hielt, desto höher zu bewerten. In der Reihe der Ordenskirchen an letzter Stelle, da nach dem Jahre 1462 weder in der Linie von Morimund noch in der von Clairvaux für Deutschland eine Neugründung im Orden vorgenommen wurde, steht die Marienroder Klosterkirche dennoch im Gesamtgefüge zisterziensischer Baubetätigung als wohlgelungener Schlußstein. Im Jahre 1908 wurde sie einer Renovierung unterzogen, und nun soll sie sich zu ihrem fünfihundertjährigen Jubiläum nach den Plänen der Bausachverständigen, gesichert in Mauern, Arkaden und Gewölben und teilweise erneuert in ihrer Innenausstattung, wieder vorstellen.

Die Betrachtung wechselvoller Klosterschicksale und mönchischen Baueifers vermittelt dem Freund und Besucher Marienrodes ein eindrucksvolles Bild eines, wenn auch bescheidenen Kleinodes deutscher Zisterzienserbaukunst in Niedersachsen. Zwar wird das nächtliche „Opus Dei“ der Mönche, bei dem der Schein der Kerzen den Chor mit dem Chorgestühl und den Folianten spärlich erhellte und Wände, hohe Arkaden und Gewölbe im Halbdunkel zusammenfließen ließ, nicht mehr in der Kirche gehalten, seitdem sie katholische Pfarrkirche geworden ist. Aber wie in früheren Zeiten beginnt ihr Inneres zu leben, wenn die Strahlen der Sonne durch die hohen gotischen Chorfenster in den Chorraum einfallen, den feinen, vom Altare aufsteigenden Weihrauchschleier zerteilend, und die Akkorde der Barockorgel die liturgische Feier des Hochamtes begleiten.

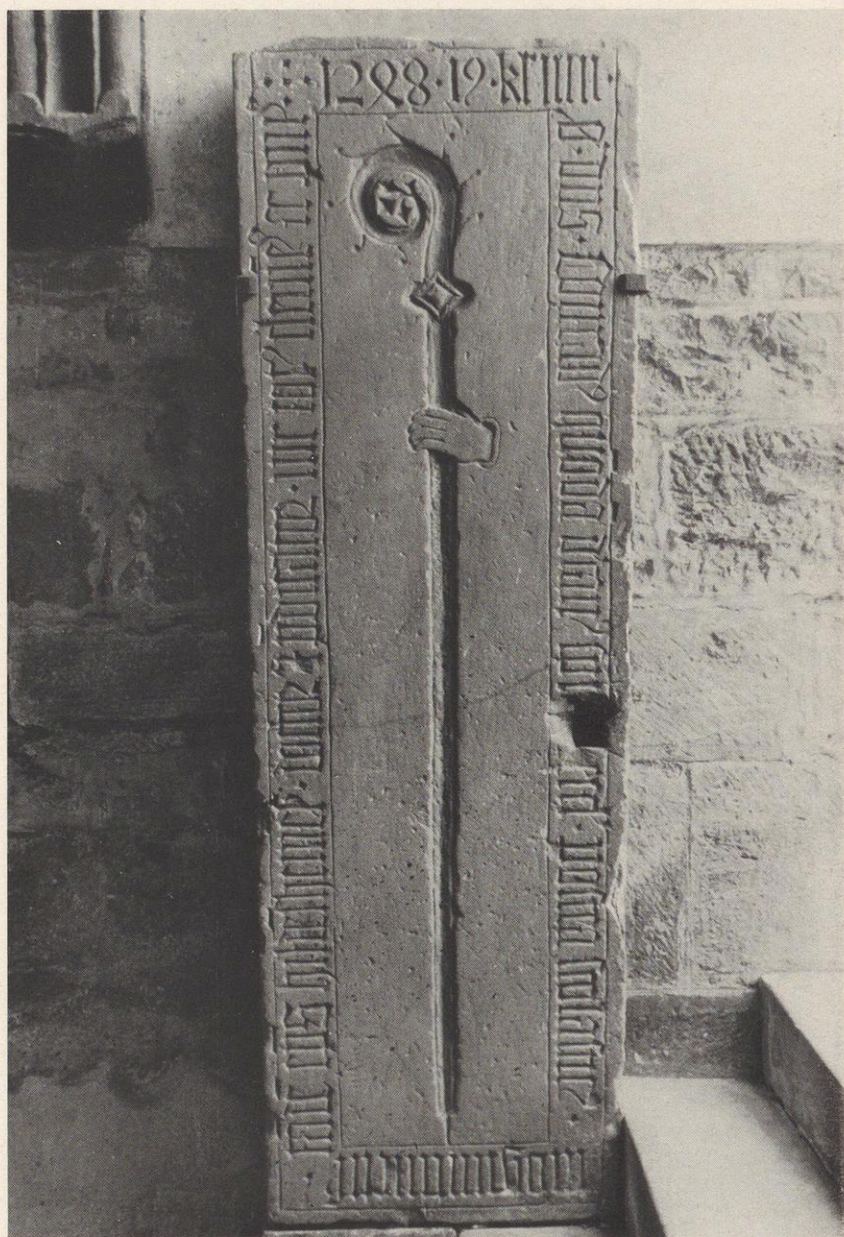




Innenraum der Kirche von Marienrode



Der Kreuzzugsprediger Bischof Konrad II. von Hildesheim überreicht dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, dem Gemahl der hl. Elisabeth, das Kreuz für den Kreuzzug (Darstellung vom Elisabethschrein in Marburg)



Die 1931 in Schönauf wiederentdeckte Grabplatte
des Bischofs Konrad II. von Hildesheim

Bischof Konrad II. von Hildesheim Sein Sterbejahr und seine Grabstätte

Von Heinrich Wille, Machtsum bei Hildesheim

Schon mehrfach wurde in dieser Zeitschrift ein Hildesheimer Bischof erwähnt, der zu den bedeutendsten auf dem Hildesheimer Bischofssitz gehört, nämlich Bischof Konrad II. Im Jahreshaft 1957 beschäftigte sich Professor Algermissen mit ihm in der Abhandlung über das Domtaufbecken. Schon im 1. Heft 1931, das zum 700jährigen Jubiläum der heiligen Elisabeth herausgegeben wurde, ist er erwähnt. So soll sich der folgende Artikel, der die in Hildesheim bisher noch unbekannte Wiederauffindung seines Grabes zum Anlaß hat, nochmals näher mit ihm befassen.

Die Bedeutung Konrads II. reicht weit über die Grenzen unseres Bistums hinaus. Er galt zu seiner Zeit als eine der führenden Persönlichkeiten des Abendlandes. Aus dem Geschlecht der Grafen von Reichenberg in der Wetterau stammend, war er schon vor seiner Bischofswahl Magister in Paris gewesen, dem damals bedeutendsten Geisteszentrum Europas. Anschließend hatte er das Amt eines Scholasticus in Mainz und des Domdechanten in Speyer bekleidet. Papst Honorius III. ernannte ihn zu seinem Poenitentiar und Kaplan und betraute ihn als päpstlichen Legaten mit wichtigen Missionen, vor allem mit dem Amt des Kreuzzugspredigers. Im Jahre 1221 kam er in päpstlichem Auftrag nach Hildesheim, um die Resignation Bischof Siegfrieds entgegenzunehmen. Da das Hildesheimer Bistum einen tatkräftigen Nachfolger dringend benötigte und Konrad großes Ansehen genoß, lag es nahe, daß die Wahl des Domkapitels als Nachfolger Siegfrieds auf Konrad fiel. Daß diese Wahl keine schlechte war, stellte sich schon bald heraus; denn mit Konrad kam ein Mann auf den Hildesheimer Bischofsthron, dessen seelsorgliches wie politisches Wirken gleichermaßen wichtig und segensreich für unsere Diözese werden sollte.

Zunächst gelang es ihm, das Mitspracherecht der Laien — besonders der Ministerialen des Stifts — bei der Bischofswahl endgültig abzuschaffen. Durch Einlösung von Vogteirechten und gebietlichen Neu-

erwerbungen befestigte er sodann die bischöfliche Landeshoheit und erreichte auf dem Mainzer Reichstag 1235 die Anerkennung der völligen Unabhängigkeit des Hildesheimer Bistums.

Von seinem kirchlichen Wirken ist besonders die Einführung neuer Orden und die Gründung neuer Klöster im Bistumsbereich hervorzuheben. Zunächst waren es die Franziskaner, die unter ihm bereits im Jahre 1223 in der Stadt Hildesheim, weiterhin in Braunschweig und Goslar ihre Niederlassungen gründeten. Schon in Speyer hatte Konrad diesem Orden und seinem ersten Sendboten in Deutschland, dem Bruder Cäsarius von Speyer, sehr nahegestanden, so daß ihm die Förderung gerade dieses Ordens besonders am Herzen lag. Aber auch die Dominikaner ließen sich wenig später, im Jahre 1234, auf Wunsch Bischof Konrads in Hildesheim nieder. 1235 berief Bischof Konrad den Orden der büßenden Schwestern von der hl. Magdalena in seine Diözese. Es entstand das Magdalenenkloster zu Hildesheim, das Kloster der Magdalenerinnen auf dem Frankenberg in Goslar. Die Augustinerinnen gründeten 1236 das Kloster Wülfighausen. Außerdem kam es noch zu drei Neugründungen des Zisterzienserordens. Agnes von Meißen, die Witwe des Pfalzgrafen Heinrich, des Sohnes Heinrichs des Löwen (Pfalzgraf Heinrich war in erster Ehe mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen in Heidelberg, vermählt gewesen), stiftete 1233 das Kloster Wienhausen und 1243 das Kloster Isenhagen. 1241 entstand das Kreuzkloster auf dem Rennelberg bei Braunschweig. So sorgte Bischof Konrad direkt und indirekt als echter Seelsorger für das Aufleben des Klosterwesens in unserer Diözese, die dessen besonders bedurfte.

Auch nach seiner Bischofswahl wirkte Bischof Konrad weiterhin als Kreuzzugsprediger und wurde von Kaiser Friedrich II. mit diplomatischen Missionen betraut. Während seiner Regierungszeit (1221 bis 1246) zog er viermal über die Alpen nach Rom, um sich mit dem Oberhaupt der Kirche zu beraten.

Besonders bekannt ist der Einfluß Bischof Konrads II. auf die Landgrafenfamilie der Wartburg. Bischof Konrad war es, der 1227 den Landgrafen Ludwig, den Gemahl der hl. Elisabeth von Thüringen, zur Teilnahme am Kreuzzug bewog. Nach dem Tode Elisabeths (1231) wurde unserem Bischof der Schutz des von der Heiligen gegründeten Spitals vom Papst übertragen. 1234 wurde er vom Papst zum Leiter des Heiligsprechungsprozesses berufen, der durch die Ermordung Konrads von Marburg, des Beichtvaters der hl. Elisabeth, ins Stocken geraten war. Bereits im Jahre 1235 konnte Bischof Konrad diesen Prozeß erfolgreich abschließen, so daß ihre Gebeine in Gegenwart des Kaisers

Friedrich II. und vieler Kirchenfürsten 1236 erhoben werden konnten. Die Misericordia am Taufbecken des Hildesheimer Domes, als dessen Initiator Konrad gilt, ist nach Darstellung von Prof. Algermissen das erste Abbild der Heiligen. Bischof Konrad selber ist an dem nur wenig später entstandenen Elisabethschrein in Marburg dargestellt, wie er Landgraf Ludwig das Kreuz reicht (siehe Abbildung).

Die letzten Jahre des Bischofs waren überschattet vom Kampf des Kaisers Friedrich II. mit Papst Innozenz IV. Dieser ließ schließlich den Kaiser 1245 auf dem Konzil zu Lyon absetzen und verbot den Fürsten unter Androhung des Bannes jeden weiteren Gehorsam. Da Konrad seinen Kaiser, dessen Vertrauter er so viele Jahre gewesen war, nicht verraten, andererseits aber das päpstliche Gebot achten wollte, resignierte er im Jahre 1246 als Bischof unserer Diözese und zog sich zunächst in das Dominikanerkloster in Hildesheim zurück. Als es jedoch bei der Wahl seines Nachfolgers zu einer Doppelwahl kam und die Streitigkeiten auch in das stille Kloster der Dominikaner drangen, verließ er Hildesheim und zog nach Schönau, einem Zisterzienserkloster in der Nähe von Heidelberg, wo er in der Stille des Odenwaldes sein Leben beschloß.

Das Grab unseres Bischofs galt jahrhundertlang als verschollen. Das Kloster Schönau war 1560 aufgehoben, nachdem 1556 die Reformation in der Kurpfalz eingeführt worden war. 1562 wurden dort walлонische Flüchtlinge angesiedelt, die im Laufe der Zeit die Klostergebäude wie auch die gewaltige Klosterkirche abrissen und sich aus den Steinen ihre Häuser bauten. Aus der einschlägigen kurpfälzischen Literatur war zu ersehen, daß außer dem alten Rempfer, der jetzt als Pfarrkirche der evangelischen Kirchengemeinde dient, keinerlei Überreste des alten Klosters, besonders aber auch keinerlei Epitaphien, vorhanden waren. Trotzdem trieb es mich jedesmal, wenn ich mich in der Gegend von Heidelberg aufhielt, nach Schönau, um selber nachzuschauen, ob sich nicht irgendeine Erinnerung an unseren Hildesheimer Bischof Konrad fände. Eine besondere Gelegenheit dazu bot sich vor zwei Jahren, als ich einen Freund in der dortigen Gegend besuchte. Man fährt von Heidelberg zunächst neckaraufwärts über Neckargemünd, bis man in Neckarsteinach in ein anmutiges Odenwaldtal einbiegt. Nach etwa 5 km erreicht man dann das zwischen schönen Waldhängen gelegene Schönau. Der freundliche Pfarrer des Ortes war gern bereit, uns durch den Ort zu führen, und fragte spontan, als er meine Hildesheimer Herkunft erfuhr, ob ich etwa den Bischof Konrad suche. Meine Überraschung war vollkommen, als er mir dann berichtete, man habe das Grab des Bischofs mittlerweile entdeckt. Er erzählte mir dann auch den Hergang der Wiederauffindung des Bischofsgrabes:

An der Stelle der ehemaligen Klosterkirche stehen heute viele Bürgerhäuser. An alten Sandsteinquadern und romanischen Fensterrundungen kann man noch heute die Herkunft des Baumaterials erkennen. Im Jahre 1931 nun wurde mitten im Gebiet des Chorraums der ehemaligen Kirche ein Haus neu erbaut. Dabei stieß man zufällig auf eine Grabplatte, aus deren Beschriftung man ersah, daß es sich um das Grab des Hildesheimer Bischofs handelte. Man hob die Platte und stellte sie in einen Tordurchgang zwischen die evangelische Kirche — den alten Rempter — und eine später angebaute barocke katholische Kirche, wo sie nun, gegen Witterungsunbilden geschützt, gut und zugänglich untergebracht ist. Der Bürgermeister des Ortes berichtete mir auf Befragen, daß man in dem Grab noch den Schädel des Bischofs wie auch seinen Bischofsring gefunden habe. Der Schädel kam damals in die heimatkundliche Sammlung des Ortes, woraus er in den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit des 2. Weltkrieges verschwunden ist. Den Bischofsring trug der Finder des Grabes noch jahrelang als Talisman in seiner Geldbörse bei sich, bis er schließlich — schon vorher durch den jahrhundertelangen Oxydationsprozeß stark lädiert — allmählich völlig zu Staub verfiel.

Ich stand dann vor dem Grabstein eines der sechs hervorragendsten Bischöfe unseres Bistums. Der Grabstein stellt eine schlichte Platte aus rotem Sandstein dar. Den einzigen Schmuck bildet der Bischofsstab, der von einer gleichsam aus der Platte herauswachsenden Hand umspannt ist. Die Umschriftung ist noch gut erhalten, wie unsere Aufnahme (vgl. Abbildung) zeigt, die ich persönlich hergestellt habe und deren Entzifferung ich dem Herausgeber des Heftes, Prof. Dr. Algernissen, überlasse. Dieser Stein ist also das letzte Zeugnis eines ganz großen Bischofs des 13. Jahrhunderts, der in der Stille dieses Tales, fernab von der Unruhe der Welt, seinen Frieden gefunden hat. Kurz darauf stand ich an der Stelle seines eigentlichen Grabes. Es ist jetzt der schicke Vorgarten eines Schönauer Bürgerhauses. Es war für mich tröstlich zu sehen, daß es ein einziges Blütenmeer war.

Literatur:

- Algernissen: Das romanische Taufbecken des Hildesheimer Domes.
Bertram: Geschichte des Bistums Hildesheim, Bd. I.
Bossert Friedrich: Aus der Geschichte von Schöнау bei Heidelberg.
Dinkler — von Schubert, Erika: Der Elisabethschrein in Marburg.
Lüntzel: Geschichte des Bistums und der Stadt Hildesheim, Bd. I.

Nachwort des Herausgebers des Vereinsheftes. Die auf der Grabplatte gut lesbare Inschrift ist sicher unmittelbar nach dem

Tode des Bischofs Konrad von einem gelehrten Mönch des Klosters Schönaue hergestellt. Da es sich um eine Grabplatte handelt, hat der Verfasser der Inschrift das „obiit“ bzw. „mortuus est“ fortgelassen. Er beginnt mit dem Datum des Todes: „1248. 19 Kl IAN“. Das heißt: Bischof Konrad II. starb nicht 1249, wie alle bisherigen Historiker behaupten, so Lüntzel, Bertram u. a. Dieser Irrtum geht auf einheimische Chroniken des Mittelalters zurück, die ihre falsche Ansicht sicher einer späteren mündlichen Überlieferung verdanken: Die Entfernung Schönaus von Hildesheim, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst sowie die bischöfliche Doppelwahl in Hildesheim (Heinrich, Propst von Heiligenstadt, und Graf Hermann von Gleichen) sowie die sich hier anschließenden Unruhen waren wohl der Grund, weshalb die Nachricht vom Tode Konrads erst spät und in falscher Datierung nach Hildesheim kam.

Da die Inschrift mit der Jahreszahl 1248 beginnt, könnte man zunächst annehmen, daß Bischof Konrad in diesem Jahr verstarb. Es folgt aber gleich ein konkretes Datum: „19. Kl IAN.“ Nun steht fest, daß im altrömischen Kalender, den der gelehrte Mönch hier offensichtlich zugrunde gelegt hat, die Kalendae jeweils den ersten Monatstag bedeuteten. Von diesem Tag an zählte man rückwärts, in vorliegendem Falle um 19 Tage. Das besagt: Bischof Konrad II. ist am 14. Dezember 1247 verstorben¹. Die Inschrift der Grabplatte lautet: „1248. 19 Kl IAN.² Dominus Conradus quondam decanus Spir. Eccl. postea Scholasticus Moguntinensis tandem Eps Hildeneshemensis. Doctor et Praedicator. Vir totus clemens ac pius“ — in deutscher Übersetzung: „Am 14. Dezember 1247 ist Herr Konrad, einst Dekan der Kirche von Speyer³, danach Scholasticus in Mainz⁴, schließlich Bischof von Hildesheim, verstorben. Er war Theologieprofessor⁵ und Prediger⁶, ein Mann, ganz durchdrungen von Güte und Frömmigkeit.“

¹ In der Berechnung von Adolf Bertram im 1. Bd. der „Geschichte des Bistums Hildesheim“, Seite 245, Konrad II. sei am 18. Dezember 1249 in Schönaue verstorben, ist wenigstens der Monat richtig getroffen. Tag und Jahr aber stimmen nicht. Alle früheren Chronisten und neueren Historiker begnügen sich mit Angabe des falschen Jahres (1249). Erst die Grabung von 1931 und die eifrigen und dankenswerten Bemühungen unseres Vereinsmitgliedes Dr. med. Heinrich Wille, Machtsun, brachten nach und nach Licht in diese Angelegenheit.

² Das heißt: „Die undevicesimo ante Kalendas Januarii 1248.“

³ Daß er Domdechant in Speyer war, wird nicht behauptet, ist aber wahrscheinlich.

⁴ Leiter der Mainzer Domschule.

⁵ Das „Doctor“ bezieht sich offenbar auf seine theologisch lehramtliche Tätigkeit an der Universität Paris, die den beiden vorgenannten Ämtern vorausging. Es wird deshalb am besten als „Professor der Theologie“ übersetzt.

⁶ Hiermit ist sicher seine hervorragende Stellung als Kreuzzugsprediger gemeint.

Bischof Konrad II. von Hildesheim hat also in seiner ihm eigenen Grundsatztreue und Energie nach dem Konzil von Lyon, auf dem Papst Innozenz IV. am 17. Juli 1245 den großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II., exkommuniziert hatte, auf seine Bischofswürde in Hildesheim verzichtet, um dem Kaiser nicht untreu zu werden und andererseits nicht gegen den Papst zu handeln. Er hat dann zunächst Wohnung im hiesigen Dominikanerkloster genommen, ist danach, wohl aus Ekel und Verärgerung über die kirchlichen Unruhen, die sich hier seiner Nachfolge anschlossen, wahrscheinlich bald nach Beginn des Jahres 1247, von Hildesheim in das Zisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg gezogen und hat sich so vom streitwütigen Treiben in Welt und Kirche in die Stille der Klosterzelle zurückgezogen, wo er am 14. Dezember 1247 verstarb. Dieses haben die Mönche des Klosters Schönau auf seiner Grabplatte dadurch plastisch und ergreifend zum Ausdruck gebracht, daß sie nicht die Gestalt des Bischofs, sondern nur seine wie aus dem Grabe hervorgestreckte linke Hand darstellten, mit der er den Bischofsstab kraftvoll umfaßt, als wolle er ihn aus dem Wirrwarr der Welt in die Tiefe seines Grabes hinabziehen. Daß die Grabplatte eines unserer bedeutendsten Hildesheimer Bischöfe so aufgestellt ist, daß sie die nahe beieinanderliegende katholische und evangelische Kirche fast miteinander verbindet, ist dabei besonders interessant.

Algermissen

Die Komödie *Dulcitius der Hrotsvitha* von Gandersheim

Von Robert Figge, Celle

Im Anschluß an die erste dramatische Dichtung der *Hrotsvitha*, dem *Gallicanus*, soll nun die zweite Komödie behandelt werden. Sie trägt die Überschrift: *Passio sanctorum virginum Agapis, Chioniae et Hirenae*. Die Leidensgeschichte der heiligen Jungfrauen *Agapes*, *Chionia* und *Hirena*. In der Regel wird aber das Stück nach seiner markantesten Figur, dem römischen Präfekten *Dulcitius*, benannt.

Ähnlich wie u. a. die *Agneslegende* sollte auch dieses Werk der Verherrlichung der Tugenden der Jungfräulichkeit und des Glaubensmutes des weiblichen Geschlechts dienen. Wollte doch *Hrotsvitha* gerade die Frauen und Mädchen in ganz anderer Weise schildern, als sie bei den altrömischen Komödien des *Terenz*, die vorher in Gandersheim der Lektüre der Stiftsdamen gedient hatten, in Erscheinung traten. Der Vorfall, den das Stück darstellt, wird in seinem Kern für geschichtlich gehalten, Das Martyrium der drei Schwestern soll sich etwa 304 n. Chr. während der großen diokletianischen Verfolgung in Thessalonike abgespielt haben¹.

Quellen der Dichterin waren offenbar die in griechischer, aber auch lateinischer Sprache überlieferten Akten der Heiligen².

Diese Akten sind eigentlich aber nur ein Teil der Akten der beiden hochverehrten Heiligen *Chrysognus* und *Anastasia*, die ja beide auch im römischen Meßkanon unter den höchsten Heiligen der Kirche genannt werden. *Chrysognus*, ein römischer Priester, soll während der diokletianischen Verfolgung zu dem damals in *Aquileia* befindlichen Kaiser gebracht und dann in *Aquae Gradatae* (*Grado*) hingerichtet worden sein. Seine ins Meer geworfene Leiche soll dann von den drei

¹ Augar: *Die Frau im röm. Christenprozeß*, 1905, bes. S. 31 f. - Linsmeyer: *Die Bekämpfung des Christentums durch den röm. Staat*, 1905 ff., S. 199 ff., und Kopf: *Ausgewählte Märtyrerakten*, S. 91 ff.

² Act S. S. April I. S. 245 ff.

in der Nähe wohnenden Jungfrauen der Komödie geborgen worden sein. Anastasia, eine christliche Matrone und Schülerin des Chrysognus, war nach der Legende ihrem Lehrer gefolgt und dann aus Anlaß der Bergung der Leiche mit den drei Mädchen in Berührung gekommen. Diese wurden dann als Christen gefangengenommen, wurden nach dem Orient verbracht und erlitten schließlich in Thessalonike den Glaubenstod.

Auf Grund der ihr vorliegenden Legende hat die Dichterin dann ihr Stück gestaltet, aber auch aus Eigenem vieles hinzugetan. Die Personen sind: Die drei christlichen Jungfrauen, der Kaiser Diokletian, der Präfekt (praeses) Dulcitius, ein zweiter Präfekt Sisinnus, die Gattin des Dulcitius und eine Reihe von Nebenfiguren wie Soldaten, Türhüter im Kaiserpalast und Dienerinnen im Hause des Dulcitius.

Die Komödie zerfällt in eine Reihe von Szenen, die sich aus dem Gang der Handlung ergeben. Ein neuerer Übersetzer (Preißl bei Reclam) teilt das Stück noch in zwei Akte ein, was aber bei der Kürze der Dichtung kaum erforderlich ist. Hier soll sie in 12 Szenen aufgliedert werden.

In der Komödie berichtet die Dichterin nichts über die Herkunft der Mädchen, nichts von Chrysognus und Anastasia, nichts von der Überführung der Christinnen aus Italien nach Thessalonike. Es wird überhaupt nicht gesagt, wo die Handlung spielen soll.

Die erste Szene findet im Kaiserpalast statt. Die drei Mädchen werden vor den Herrscher geführt und sollen sich wegen ihres Glaubens verantworten. Diokletian war anfangs den Christen nicht ungünstig gesonnen, hatte dann aber später, seit 304, immer strenger werdende Edikte gegen sie erlassen, die, beginnend mit dem Befehl zur Auslieferung der christlichen Geräte und Bücher, zur Zerstörung der Kirchen, zum Schlusse immer schärfer werdend, die allgemeine Opferpflicht für alle Untertanen anordneten. Wer nicht opfern wollte, galt als Verräter der Kaiserlichen Majestät (*crimen maiestatis*) und verfiel qualvoller Hinrichtung. Wer dagegen dem Befehl folgte, wurde freigelassen.

Entsprechend dem Bericht der Quellen sucht nun im Stück der Kaiser zunächst die drei Jungfrauen, schöne Mädchen von edler Herkunft, durch das Versprechen vornehmer Heirat für den Abfall vom Glauben und für das Götteropfer zu gewinnen. Wenn sie Christum verleugneten, sollten sie hohe Palastbeamte zu Gatten erhalten.

Zuerst weist Agapes dieses Ansinnen zurück. Nie werde sie Gott verleugnen und die Reinheit ihres Leibes preisgeben. Ihr ist also auch schon die Ehe eine Befleckung. Der Kaiser bezeichnet diesen Stand-

punkt als Torheit. Agapes gibt diesen Vorwurf zurück. Er selbst sei ein Tor. Denn er mißachte ja den einzigen, wahren Gott, dessen Hilfe ihm bei der Regierung des Reiches sehr vonnöten sei. Das sei aber Torheit. Denn so bringe er das Reich nur in Gefahr. Der Kaiser bricht darauf das Verhör der Agapes ab. Nun wird Chionia vernommen. Sie denkt genauso wie ihre Schwester und wird daher auch wieder fortgebracht. Endlich kommt die Jüngste, Hirena, vor den Kaiser. Da sie noch sehr jung ist, fühlt Diokletian etwas wie Mitleid mit ihr und sucht sie noch besonders zum Opfern zu bewegen. Dafür sollen denn auch alle drei Schwestern die Freiheit erhalten. Der Tyrann will sie also dadurch gefügig machen, daß er ihr auch noch die Verantwortung für das Geschick der beiden Schwestern aufbürdet. Aber auch so erreicht der Kaiser bei ihr nichts. Hirena antwortet freimütig: für den, dessen Haupt mit dem heiligen Öl (der Taufe oder Firmung) gesalbt sei, wäre es eine Schmach, sich vor den Götzenbildern zu beugen. Der Kaiser bestreitet, daß dies eine Schmach sei. Aber Hirena bleibt dabei. Die Heidengötter seien in Wahrheit nur Sklaven. Die angebeteten Götzenbilder seien von Menschenhand gemacht und würden auf dem Markte verkauft, wie Sklaven auf dem Sklavenmarkte. Es wird also hier den Heiden der Vorwurf gemacht, daß sie in den Götterbildern selbst göttliche Wesen sähen, sie also reinen Fetischismus trieben. Der Herrscher ist natürlich über die Dreistigkeit des Mädchens empört und tadelt es deshalb. Aber Hirena antwortet, sie habe gerade den Wunsch, für Christus zu leiden. Sie drängt sich also geradezu zum Martyrertum. Darauf läßt Diokletian sie abführen und verweist das weitere Verfahren dem Präfekten (praeses) Dulcitiu s. In den Quellen hat der Prozeß bis dahin in Aquileia vor dem Kaisergericht geschwebt. Nun nach Überführung der Mädchen nach dem Orient wird er von dem dortigen, örtlich zuständigen Präfekten fortgeführt. Aber davon sagt unser Stück nichts. Hrotsvitha wahrt hier die alte Regel der Einheit von Ort und Zeit, über die ja bekanntlich früher viel gestritten worden ist.

Die zweite Szene spielt vor dem Gericht des Dulcitiu s, einem rohen und wüsten Patron. Er läßt die Mädchen vorführen. Von ihrer Schönheit befangen, erwacht bei ihm sogleich die sinnliche Begierde nach ihnen. Sein Wunsch ist es, die Mädchen zu besitzen. Er sagt das seinen Soldaten auch ganz offen. Die rohen Krieger, die aber besser als ihr Herr die Sinnesart der Jungfrauen erkennen, suchen ihm solche Dinge auszureden, da er bei diesen frommen Christinnen doch nichts erreichen könne. Aber sie stimmen den Präfekten nicht um. Dieser läßt die drei Mädchen abführen, aber nicht etwa in einen Kerker, sondern in den Hinterraum einer Küche. Dort sollen sie vorläufig in Gewahrsam bleiben. Auf die Frage der Krieger, was das denn zu bedeu-

ten habe, antwortet der saubere Richter, er wolle die Möglichkeit haben, die Jungfrauen heimlich zu besuchen. Nach den Akten, aber nicht im Stück, sollte inzwischen der Koch (officinalis) des Dulcitius die drei Mädchen durch Versprechungen dem Willen seines Herrn gefügig machen.

In der dritten Szene will sich dann der üble Patron tatsächlich bei den Gefangenen nächtlich einschleichen. Er ist mit seinen Kriegsknechten auch schon in den Vorraum der Küche gelangt und will nun weiter durch die Küche zu dem Hinterraum gehen, wo die Mädchen in Gewahrsam sind. Da aber bietet sich ihm ein erstaunliches Schauspiel. Er hört, wie die Jungfrauen in ihrem Verließ fromme Hymnen singen. Ihre hellen Stimmen klingen durch die stille Nacht. Aber das rührt den wüsten Burschen nicht. Er schickt seine Begleiter fort. Sie sollen sich aber nicht ganz entfernen, sondern in der Nähe warten. Offenbar ist ihm doch nicht ganz geheuer bei seinem frevelhaften Tun. Dann will er bei seinen Opfern eindringen und begibt sich daher aus dem Vorraum in die Küche selbst.

In der vierten Szene geschieht nun etwas ganz Unerwartetes. Die Mädchen in dem Raum hinter der Küche haben den Lärm des Präfekten und seiner Krieger vernommen. Voll Schrecken erwarten sie die kommenden Dinge und schauen ängstlich durch die Spalten der Tür in die Küche. Da sehen sie auf einmal etwas ganz Absonderliches. Plötzlich hat Gott, um den Frevel an seinen Dienerinnen zu verhindern, dem Dulcitius den Geist verwirrt. Obwohl er erst in der Küche ist, glaubt er doch schon in dem Verlies der Mädchen hinter der Küche zu sein und hält die dort überall umherstehenden fettigen und rußigen Pfannen und Tiegel für seine Opfer. Er fängt daher an, diese Gegenstände in seinen Arm zu nehmen, sie zu Herzen und zu küssen, bis er im Gesicht und an den Kleidern ganz mit Fett und Ruß beschmiert ist und er ausschaut wie ein Äthiopier. Sein Äußeres ist ein getreues Abbild seiner schmutzigen Seele. Voll Ergötzen betrachten unsere drei Heiligen von ihrem Verlies durch die Türspalten das überaus komische Schauspiel. Schließlich hat der würdige Richter seiner Wollust genug getan und trollt sich davon. Diese Szene ist ja wohl weiteren Kreisen bekannt geworden und hat Hrotsvitha berühmt gemacht. Aber sie ist gar nicht ihr geistiges Eigentum, sondern ist von ihr den Quellen entnommen. Doch hat sie sie technisch geschickt gestaltet, indem sie sie nicht unmittelbar vorführt, sondern nur durch die Erzählung der Mädchen schildert³.

³ Anders würde sich der Vorgang auch gar nicht auf die Bühne bringen lassen. Es ist ja oft die Frage aufgeworfen worden, ob die Komödien der

In der fünften Szene kommt Dulcitius zerrissen und beschmutzt von seinem Abenteuer wieder aus der Küche heraus. Da bekommen die draußen wartenden Soldaten Angst vor ihm. Sie erkennen ihren Herrn gar nicht mehr und laufen kopflos davon. Die abergläubischen Kerle halten ihn für ein Gespenst (*fantasma*). Da entschließt sich Dulcitius, der in seinem Wahn gar nicht weiß, wie er aussieht und was mit ihm geschehen ist, zum Kaiser zu gehen. Was er dort eigentlich will, sagt das Stück nicht. Jedoch er gelangt gar nicht zum Herrscher. Denn als er in seinem schmierigen und zerlumpten Zustande den Palast betreten will, wird er von den Türhütern mit Schimpf und Schande davongejagt.

Da entschließt er sich in der sechsten Szene, nach Hause zu gehen, um dort von seiner Frau zu erfahren, was mit ihm eigentlich geschehen ist, warum die Soldaten vor ihm davongelaufen sind und warum man ihn aus dem Palast gejagt hat. Vor seinem Hause kommt ihm schon die Gattin mit ihren Dienerinnen entgegen. Alle diese Frauen haben, wie es auch schon in den Quellen heißt, aufgelöste Haare (*crinibus solutis*) als Zeichen der Trauer, wie das im Altertum und im Mittelalter wohl so üblich war⁴. Sie mußten also schon wissen, daß dem Präfekten ein Mißgeschick zugestoßen war. Die Gattin, die nun eigentlich ihrem famosen Mann hätte den Kopf waschen müssen, ist jedoch recht freundlich zu ihm und klärt ihn darüber auf, wie er eigentlich aussieht. Da erkennt denn Dulcitius seinen Zustand. Aber er

Dichterin nur Lesedramen sein sollten oder auch zur Aufführung bestimmt waren. Der Engländer Chr. St. John in: „*The Plays of Roswitha*“ (translated 1923, S. 14), hält gerade diese Szene als einen Beweis dafür, daß die Stücke auch zur Aufführung bestimmt gewesen seien. Er spricht von einer *Burleske - incident of bouffonery* - und meint, daß die Dichterin wohl eine spassige Ader — *farcial vein* — gehabt haben müsse. Weil nun später solche Szenen sich bei Hrotsvitha nicht mehr wiederholen, so meint John, die Äbtissin hätte wohl ihr diese Ader abgebunden. Jedoch, wie schon oben gesagt, stammt die Szene gar nicht von ihr. Sie ist wohl deshalb die einzige ihrer Art geblieben, weil die sonstigen Quellen keinen Anlaß mehr dazu gaben. Der Franzose Charles Magnin bezeichnet in seinem „*Théâtre de Hrotsvitha religieuse allemande du X. siècle*“ (Paris 1845) diese Szene als eine „*farce religieuse*“ und eine „*bouffonerie dévote*“. Die Frage, ob die Stücke wirklich zur Aufführung bestimmt waren und wirklich damals aufgeführt worden sind, ist neuestens nochmals von der Amerikanerin Schwester Mary Marguerite Buttler RSM angeschnitten und bejaht worden (Rhein. Merkur vom 3. 3. 1961). In der Tat eignet sich unser Stück wohl am meisten für eine Aufführung und ist wohl auch hie und da auf die Bühne gebracht worden.

⁴ Für das Altertum s. Vergil Aeneis (III. 65), ferner Gandersheimer Reimchronik des Pfaffen Eberhard (1216 Vers 1057): Die Frauen betrauernten den Tod Herzog Ottos mit „gespreideme hare“.

schiebt das alles auf Hexerei (maleficia) der Mädchen und will ihnen dafür schon heimleuchten. Denn nun ist zur Verweigerung des Götteropfers (crimen majestatis) auch das ebenso todeswürdige Verbrechen der Magie hinzugetreten. Zunächst beschließt er, daß die Mädchen zu ihrer Schande in aller Öffentlichkeit einmal nackt ausgezogen werden sollen.

Die siebente Szene spielt wieder vor dem Richterstuhl des Dulciti-
tius. Die Soldaten bemühen sich vergeblich, die vorgeführten Mädchen zu entkleiden. Jedoch durch ein Wunder sind ihnen die Kleider festgewachsen. Wie Gott der hl. Agnes zum Schutze gegen Schmach und Schande am ganzen Körper lange Haare wachsen ließ, so geschieht es hier auf diese Weise. Während die Krieger sich hier abmühen, ist der Präfekt auf seiner sella curulis eingeschlafen und schnarcht fürchterlich. Man versteht bei Hrotsvitha eigentlich nicht recht, was das heißen soll. Die Akten lassen das besser erkennen. Nach ihnen will also Dulciti-
tius gegen die drei Schwestern erneut vorgehen. Er läßt sie sich vorführen. Da erwacht seine sinnliche Begierde, die ihm schon einmal so übel mitgespielt hat, von neuem. Um sie zu befriedigen, will er die Jungfrauen entkleiden lassen, um sich wenigstens an ihren nackten Leibern zu ergötzen. Aber der Befehl läßt sich nicht ausführen, da die Kleider auf einmal festgewachsen sind. Gleichwohl beharrt Dulciti-
tius auf seinem Befehl. Damit nun aber endlich seiner schmutzigen Augenlust ein Ziel gesetzt wird, läßt Gott ihn einschlafen, und zwar so fest, daß er gar nicht wieder aufwacht und schließlich sogar samt seiner sella curulis schnarchend forgetragen werden muß. Vielleicht hätte das auch noch eine drollige Szene für unsere Dichtung abgeben können. Aber Hrotsvitha hat offenbar rasch über die obszöne Angelegenheit hinwegkommen wollen.

In der achten Szene wird dieses alles dem Kaiser gemeldet. Dieser sieht ein, daß jetzt Dulciti-
tius unmöglich geworden ist. Er beruft daher den Präfekten (comes) Sisinnus zur Fortsetzung des Verfahrens.

Damit beginnt der zweite Teil des Stücks, der Prozeß vor Sisinnus. In der neunten Szene läßt dieser zunächst Agapes und Chionia kommen. Gegen Hirena will er später gesondert vorgehen, um dann mit dieser leichter fertig zu werden. Die beiden älteren Schwestern werden wieder zum Opfern aufgefordert. Aber sie weigern sich auch jetzt und wollen von Christo nicht lassen. Hierbei bekennt Agapes nochmals ihren Glauben an die Dreifaltigkeit: „Vero et aeterno patri eiusque filio amborum paraclyto sacrificium laudis sine intermissione libamus.“ - Wir opfern ohne Unterlaß dem ewigen Vater, dem Sohne, der gleich dem Vater von Ewigkeit her ist, und dem Heiligen Geiste, der

von beiden ausgeht." Die Dichterin bekennt sich durch die besondere Betonung des „amborum“ zu dem berühmten „filioque“ der abendländischen Kirche, das dann etwa 100 Jahre später unter anderm die endgültige Trennung von West und Ost herbeiführen sollte.

Auf ihre Weigerung hin verurteilt der Präfekt die beiden Mädchen zum Feuertode. Von einer Verurteilung wegen Magie hören wir nichts, auch nicht, wovon nach den Akten entsprechend dem Befehl des Kaisers so viel die Rede ist, von dem Besitz verbotener christlicher Bücher. Die beiden Jungfrauen werden also zum Scheiterhaufen abgeführt. Die Vorgänge bei der Vollstreckung erfahren wir dann aber nur durch den Bericht der von der Exekution zurückkehrenden Soldaten. Die Flammen haben den Mädchen nichts antun können. Sie haben aber ihren Geist aufgegeben, ohne daß das Feuer auch nur ihre Haare und Kleider versengen konnte.

In der zehnten Szene wird schließlich Hirena verhört. Auch sie lehnt trotz Drohung mit Martern das Opfer ab. Da kündigt ihr schließlich Sisinnus an, er werde im Falle weiterer Weigerung sie in ein Bordell schaffen lassen, damit dort ihr jungfräulicher Leib geschändet werde. „*Faciam te ad lupanae duci, corpusque tuum turpiter coinquinari.*“ Wie schon in der Agneslegende ausgeführt, war das eine beliebte Strafe für christliche Jungfrauen. Aber auch das macht die Heilige nicht gefügiger. Sie weiß dem Richter die richtige Antwort im christlichen Sinne zu geben. Nicht auf die äußere Schändung des Leibes komme es an, sondern nur, ob man sie freiwillig zulasse. Ja, eine wider ihren Willen mißbrauchte Jungfrau werde für die ihr angetane Unbill sogar noch höher belohnt werden; „*Voluptas parit poenam, necessitas autem coronam, nec dicitur reatus, nisi quod consentit animus*⁵.“

In den Märtyrerakten spinnt Hirena ihre Antwort noch weiter aus, als sie es bei Hrotsvitha tut. Sie sagt dort, sie würde die Wüstlinge im Bordell ebenso ertragen, wie sie die wilden Tiere erdulden würde, wenn sie diesen vorgeworfen würde. Das war ja auch eine bekannte Hinrichtungsart. Es sei, so fährt sie dann fort, besser, wenn ihr Fleisch alledem ausgeliefert würde, als wenn sie die Seele durch Götzendienst besudelte. „*Inquinamenta enim, quibus anima non consentit, non*

⁵ In *De civitate Dei* I, 16 erörtert St. Augustinus die gleiche Frage. Er sagt dazu: Wir müssen ein für allemal feststellen, daß die Tugend, sofern sie die Grundlage des guten Lebens ist, vom Sitze der Seele über die Glieder des Leibes gebietet und daß der Leib heilig werde durch den Besitz des heiligen Willens und daß, wenn dieser Wille unerschütterlich und standhaft bleibt, all das, was ein anderer mit oder an dem Leibe macht, wenn man dem, ohne selbst zu sündigen, nicht entgehen kann, eine Schuld bei dem leidenden Teil nicht nach sich zieht. Darum verbietet er in I. 17 den betroffenen Frauen auch den Selbstmord, um der Schande zu entgehen.

suscipit reatus.“ Es kommt also allein auf den bösen Willen an, d. h. juristisch gesprochen, allein auf den sog. inneren Tatbestand. Es ist das ein Gedanke, der uns heute nicht nur auf dem Gebiete der Ethik, sondern auch auf dem Gebiete des Rechtswesens ganz selbstverständlich erscheint, der aber in älterer Zeit, namentlich im germanischen Strafrecht, grundsätzlich nicht oder nur wenig geachtet wurde. Denn hier hieß es: Die Tat tötet den Mann. Es kam grundsätzlich nur auf das äußere Handeln an. Der Wille des Täters wurde dagegen nicht beachtet. Auch wer einen andern aus Notwehr oder sonst unverschuldet erschlug, hatte dafür einzustehen. Erst ganz langsam haben sich hier unter dem Einfluß der christlichen Lehre die Anschauungen gewandelt.

Hirena bleibt also unerschütterlich. Die Soldaten, die auch hier, wie bei Dulcitius, klüger sind als ihr Herr, sagen, das hätten sie vorausgesehen. Auch Sisinnus sieht nun sein Bemühen als gescheitert an und gibt den Befehl, die Hirena in das Bordell zu schaffen, aber sich dabei nicht von den Hexenkünsten des Mädchens einschüchtern zu lassen. „Ne terreamini, milites, fallacibus huius blasphemae praesagiis.“ Das versprechen dann auch die wackeren Kriegsknechte. Doch sollte es anders kommen.

In der elften Szene sind die Soldaten mit Hirena abgezogen. Aber sie kommen atemlos wieder und berichten, was inzwischen geschehen ist. Sie hätten trotz allen guten Willens die Jungfrau nicht in das Bordell bringen können. Diese befände sich vielmehr jetzt auf dem Gipfel des Berges dort oben. Der Präfekt schilt sie deshalb aus und nennt sie dumme Tröpfe: O. insensati et hebetes, totiusque rationis incapaces! Da erklären sie ihm aber, was geschehen ist. Auf dem Wege zum Bordell seien plötzlich zwei glänzende Jünglinge erschienen, hätten Hirena in ihre Mitte genommen und sie auf den hohen Berg geführt. Gleichzeitig hätten sie ihnen — den Soldaten — den Befehl erteilt, zurückzugehen und das Geschehene zu melden. In den Märtyrerakten wird das etwas anders berichtet. Dort sind die Jünglinge — offenbar Engel Gottes — in Gestalt römischer Soldaten erschienen und haben den Häschern gesagt, sie sollten die Gefangene nicht ins Bordell, sondern auf den Berg bringen. Das tun dann die Soldaten auch. Bei Hrotsvitha dagegen führen die Engel die Jungfrau auf den Berg hinauf. Offenbar hat es ihr nicht gefallen, daß die beiden Engel die Schergen belogen hatten, indem sie sich auf einen angeblichen neuen Befehl des Präfekten Sisinnus beriefen, der in Wahrheit gar nicht erteilt worden war. Darum hat die Dichterin ihre Vorlage etwas geändert, aber nicht ganz folgerichtig. Denn im Stück beschweren sich die Soldaten wegen der ihnen gemachten Vorwürfe. Denn sie hätten ja nur den

Befehl des Präfekten ausgeführt. Das hätte aber doch nur einen Sinn, wenn sie, wie es nach den Akten der Fall war, durch die Engel einen Gegenbefehl erhalten hätten.

Als nun Sisinnus Bescheid weiß, will er sich auch selbst von dem Stand der Dinge überzeugen. Er läßt sich sein Pferd kommen und will den Berg hinaufreiten. In der zwölften und letzten Szene ist dann der Präfekt mit seinem Gefolge an den Berg herangekommen. Oben auf dem Gipfel steht Hirena. Aber vergeblich versucht Sisinnus zu ihr zu gelangen. Eine unsichtbare Hand führt ihn immer wieder um den Berg herum. Da läßt er schließlich seine Bogenschützen mit Pfeilen auf die Heilige schießen. Hirena verhöhnt ihr deshalb. Ein ganzes Kriegsheer müsse er aufbieten, um ein schwaches Mädchen zu besiegen. Aber zum Schlusse bricht die Märtyrerin doch unter den Pfeilschüssen zusammen. Da endlich wähnt sich Sisinnus als Sieger. Hirena gibt ihren Geist auf mit einem Gebet an den ewigen König und hat die Zuversicht, daß sie von ihm die Krone der Blutzeugen und der Jungfrauen erhalten werde. Damit ist das Stück zu Ende.

Wie schon gesagt, ist die eigentliche Quelle der Dichterin die in Act. S. S. abgedruckte Märtyrerakte gewesen. Aber der bei der Agneslegende erwähnte Engländer Aldhelm v. Malmesbury, Bischof von Sherborne (um 700), hatte die Legende ebenfalls schon gebraucht⁶. Auch diese Dichtung wird Hrotsvitha mit benutzt haben. Die „Legende aurea“ des Jacopo da Voragine bringt die Geschichte in Kap. 7.

⁶ De virginitate, prosa c. 50, und carmen v. 219 ff. SS antiquissimi Bd. XV.

Leibniz und die Wiederversöhnung der christlichen Konfessionen

Von Franz X. Kiefl, Regensburg

Der Name der Stadt Hannover, in der der diesjährige Katholikentag stattfindet, ist verbunden mit dem Namen eines der universalsten Gelehrten, den deutsche Erde hervorgebracht hat, des Universalgenies **Gottfried Wilhelm Leibniz** (1646-1716), der seit 1676 als Hofrat und Bibliothekar in Hannover tätig war, in Physik und Mathematik hervorragte, in letzterer Wissenschaft die Differenzial- und Integralrechnung fand und als Jurist und Diplomat, als Historiker, Philosoph und Theologe Großes wirkte, wissenschaftliche Reisen in die bedeutungsvollsten Städte Europas unternahm, die Gründungen der Wissenschaftlichen Akademien von Berlin, Wien und Petersburg anregte und, obwohl Protestant, als gläubiger Christ und überragender Denker an der Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen in Wort und Schrift arbeitete. Unter allen, die sich im Laufe der Jahrhunderte um die Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit bemühten, hat es keinen gegeben, der an Höhe und Umfang geistiger Veranlagung mit einem Leibniz verglichen werden könnte, mögen auch die von ihm zu jenem Zweck konstruierten Methoden unzulänglich gewesen sein.

Als ich als Kaplan von St. Marien in Hannover die 63. Generalversammlung der deutschen Katholiken (23. 8.-3. 9. 1924) mit vorbereitete, habe ich einen der gründlichsten Kenner des genialen Leibniz, den Domdechant Franz Xaver Kiefl in Regensburg, persönlich eingeladen, für die Festzeitung zum Katholikentag, die 6 Nummern umfaßte, einen Beitrag über Leibniz und die Wiedervereinigung der Christenheit zu schreiben. Kiefl hatte bereits 1913 in der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern“ einen eigenen Band über Leibniz veröffentlicht. Der gelehrte Regensburger Domdechant ist längst verstorben. Da aber im Oktober d. J. das zweite Vatikanische Konzil beginnt, das sich auch mit den Wiedervereinigungsfragen befassen wird, andererseits sich die Festzeitung des damaligen Katholikentages in Hannover wohl nur noch in wenigen Händen der Mitglieder unseres Vereins befindet,

glaube ich allen Mitgliedern eine Freude zu machen, wenn ich die damaligen, heute besonders zeitgemäßen Ausführungen F. X. Kiefls in dieser Nummer unseres Vereinsheftes, die unmittelbar vor dem jetzigen Katholikentag erscheint, zum Abdruck bringe. Alg.

„Bischof Ketteler schrieb dereinst in den ‚Grundlagen des religiösen Friedens‘: ‚Die Tränen, welche Leibniz über die Trennung der deutschen Brüder geweint hat, sind ihm noch nicht zum Vorwurf gemacht worden, und wir alle, die wir zum deutschen Volke gehören, sollen uns mit diesen Tränen vereinigen, solange wir leben.‘ Schon diese Worte Kettelers allein würden es rechtfertigen, daß ein Deutscher Katholikentag in Hannover nicht versäume, jenes Mannes zu gedenken, welcher **Hannovers größter Bürger** war und von welchem ein Diderot sagt, er habe seinem deutschen Vaterland allein mehr Ruhm gebracht als Aristoteles, Plato und Archimedes zusammengenommen ihrer kulturell so hochgesegneten griechischen Heimat.

So sehr stand die Wiederversöhnung der christlichen Bekenntnisse für Leibniz im Mittelpunkt seiner Lebensideale, daß er in gewissem Sinne zum Märtyrer dieser in ihren tiefsten Wurzeln katholischen Idee geworden ist bis über das Grab hinaus. Solange das Haus Hannover auf die Kurwürde hoffte, waren des Leibniz kirchliche Friedensbestrebungen gerne gesehen sowohl vom katholischen Herzog Johann Friedrich als auch seinem Bruder Ernst August. Als aber durch das von Leibniz mit unbegrenzter Leidenschaft verfolgte Projekt und namentlich durch seinen mit bewundernswertem diplomatischem Apparat unternommenen Versuch, in dem Helmstedter Gutachten der protestantischen Theologenschaft eine breite Grundlage für den Kirchenfrieden zu erzielen, der Protestantismus in ganz Europa alarmiert wurde und Hannovers Thronfolge in England in Gefahr geriet, fiel Leibniz in eine Ungnade, welche seinen Lebensabend verbitterte und selbst durch die zarte Rücksicht der ihm treu ergebenen Prinzessin von Wales, Karoline, kaum einen mildernden Lichtstrahl erhielt. Als Leibniz am 13. November 1716 starb, folgte der Hof, welcher seinem diplomatischen Genie einen Kurhut und eine Königskrone verdankte, der Einladung zu seiner Leichenfeier nicht. Während England seinen Newton wie einen König begrub, sank in Hannover der Mann, um dessen Gunst Könige und Kaiserinnen gewetteifert hatten, in ein vergessenes Grab. Hannovers größter Reichtum, des Leibniz literarischer Riesen- nachlaß, lag anderthalb Jahrhunderte wie ein vergrabener Schatz in seinen Mauern. Zwei Ausländer, der Genfer Duthäns und der Franzose Foucher de Careil, veranstalteten die ersten größeren Ausgaben. Als vor hundert Jahren des Leibniz „Systema Theologicum“ aufgefunden

wurde, welches Kardinal Fesch, ein Verwandter Napoleons, nach Rom brachte, hielt man Leibniz für einen heimlichen Katholiken, was seinen Stern in der deutschen Geschichtsschreibung vollends zum Sinken brachte.

Erst Georg V. erinnerte sich der Ehrenschild Hannovers und gab dem edlen Onno Klopp den Auftrag, eine Gesamtausgabe der Werke des Leibniz zu wagen. Glückverheißend war der Anfang des gewaltigen Werkes. Eine unübersehbare Fülle europäischer Beziehungen zu Leibniz rollte Klopp in den ersten 11 Bänden auf. Strahlend erhob sich das Charakterbild des Leibniz und der ihm befreundeten Fürsten und Fürstinnen aus den interessanten europäischen Machtkonstellationen zur Zeit Ludwigs XIV., welche Klopp mit unerreichter Meisterschaft beherrschte, empor.

Leider sollte die Annexion Hannovers das schöne Werk jäh beenden. Preußen gestattete dessen Fortsetzung nicht. Nicht einmal die Veröffentlichung der auf den Kirchenfrieden bezüglichen Akten ließ Bismarck zu, angeblich, weil eine solche den konfessionellen Frieden stören würde. Das Institut de France protestierte gegen den Abbruch des großen wissenschaftlichen Werkes. In Deutschland rührte sich keine gelehrte Körperschaft dafür. Als vor dem Weltkriege zum ersten Male das Lieblingsprojekt des Leibniz, ein Kartell der europäischen Akademien, ins Leben trat, da war es Frankreich, welches als erste internationale Aufgabe dieses Kartells die Gesamtausgabe des in Europa zerstreuten Riesennachlasses des Leibniz anregte. Der Weltkrieg von 1914-18 hat auch diese Absicht zerstört¹.

Trotz alledem sind wir heute durch die allerdings weit zerstreuten Quellen in den Stand gesetzt, über das kirchliche Friedensprojekt des Leibniz ein Urteil zu fällen, das aber auf dem engen Raume dieser Zeilen mehr angedeutet als begründet werden kann. Leibniz hat über den kirchlichen Frieden eine Unsumme von politischen Denkschriften, theologischen Abhandlungen, staatsmännischen Gutachten verfaßt, vielfach unter dem Pseudonym eines katholischen Theologen oder Diplomaten, fast überall aber seine eigene Autorschaft verheimlichend.

¹ Die dtische Akademie der Wissenschaften zu Berlin und die Leibniz-Forschungsstelle der Universität Münster arbeiten seit Niederschrift obigen Satzes an einer Gesamtausgabe der Werke von Leibniz. Seit 1923 sind davon 9 Bde erschienen. Außerdem hat E. Ravier 1937 zu Paris eine Bibliographie des œuvres de Leibniz herausgegeben; G. Grua gab 1948 in Paris 2 Bde unveröffentl. Werke als Textes inédits heraus, G. Lewis, ebenfalls in Paris, 1952 die Briefe des Leibniz an Arnauld, A. Robinet, gleichfalls in Paris, die persönlichen Beziehungen zwischen Leibniz und Malebranche. Alg.

Er hat so eine Riesensumme geistiger Arbeit in die Welt gesetzt, ohne ihr seinen Namen aufzuprägen, und hat dadurch allein die ideale Uneigennützigkeit seines Strebens bekundet. Und doch ist das alles nur der kleinste Teil seiner Arbeit für dieses erhabene Ziel. Noch weit tiefer als jene Denkschriften läßt sein Briefwechsel in seine Absichten blicken. Dieser Briefwechsel, welcher alle kulturell bedeutsamen Persönlichkeiten des damaligen Europa umspannt und dessen Mannigfaltigkeit und unerschöpflichem Gedankenreichtum sich im modernen Leben nichts an die Seite stellen läßt, zeigt uns, daß die Versöhnung der Christen das herrschende Ideal im Leben des Leibniz war, dem sich alle anderen Ziele unterordneten. Als der jugendliche Leibniz in Paris jene mathematischen Entdeckungen machte, welche ihn mit einem Schlage zum siegreichen Rivalen eines Newton erhoben, gestand er, daß er diese Studien nur betreibe, um eine wissenschaftliche Methode zu finden, mit welcher sich die religiösen Streitigkeiten schlichten ließen.

Die Herausgeber der Werke Bossuets, denen nur ein kleines Segment der Leibnizschen Friedensarbeit vorlag, haben das verhängnisvolle Vorurteil aufgebracht, welches auch Guhrauer und Kuno Fischer übernommen haben, als sei Leibniz in der Frage der Reunion nur das Werkzeug für die kleinlichen Interessen der hannoveranischen Hauspolitik gewesen. Selbst Klopp ist geneigt, die Initiative in den Verhandlungen der Kurfürstin Sophie zuzuschreiben. Nichts könnte falscher sein als dies.

Leibniz und er allein war die Seele des ganzen Projektes, das er überall an die höchsten europäischen Interessen, ja an weltpolitische Aktionen anknüpfte, welche in ihrer Tragweite den Jahrhunderten voraus-eilten. Während Bischof Spinola in einer Sänfte sich von einem protestantischen Fürstenhof zum anderen tragen ließ, um sie für den kirchlichen Frieden geneigt zu machen, wandte sich Leibniz vom ersten Augenblicke an jenem Brennpunkte der europäischen Diplomatie zu, von welchem aus der religiöse Zwist in Deutschland geschürt wurde, dem Hofe Ludwigs XIV. In Denkschriften, deren weltpolitische Bedeutung dadurch ans Licht trat, daß sie keinen Geringeren als Napoleon zur Bewunderung und Nachahmung reizten, suchte er dem Rade der europäischen Politik in die Speichen zu fallen und dem französischen Monarchen statt des europäischen Dominates ein noch höheres Ziel seines Ehrgeizes zu zeigen. Ägypten, den Schlüssel des Welthandels. Leibniz beschwor König Ludwig XIV., daß die Wundmale Ludwigs des Heiligen ihn nicht schlafen lassen sollten. Allein er erhielt zur Antwort, daß heilige Kriege

seitdem aufgehört hätten, Mode zu sein. Ludwig XIV. hetzte die Türken gegen Wien und ließ sich sogar gefallen, daß der Sultan seinem Gesandten, der sich nicht tief genug bückte, den Kopf niederstieß, daß er zu Boden fiel.

Die Verhandlungen mit Bossuet wurden zweimal resultatlos abgebrochen. Es kamen die Vernichtungsschläge der französischen Politik gegen Deutschland und der schmachvolle Widerruf des Ediktes von Nantes, welcher die Aussichten auf den deutschen Kirchenfrieden vernichtete.

Kein anderes Ziel hatte Leibniz mit seinen unermüdlichen religiösen Versöhnungsversuchen verfolgt als jenes, das in der Agonie liegende Vaterland vor der französischen Gefahr zu retten. Bis zur Stunde kennt die Geschichte keine so flammende Charakteristik der französischen Politik wie des Leibniz ‚Mars christianissimus‘. Mit namenlosem Schmerze sah er Straßburg fallen. Mit Entsetzen gewahrte er, daß viele deutsche Fürsten nur darum besorgt waren, von dem einfallenden Bau des Reiches gute Stücke zu erwischen. Seit Beginn der Kirchenspaltung hat niemand so eindringlich diese als das größte Unglück der deutschen Geschichte und den Kirchenfrieden als unerläßliche Bedingung der deutschen Wiedergeburt verkündet wie Leibniz. Noch einmal suchte er durch Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel die Verhandlungen in Frankreich wiederaufzunehmen und verfaßte selbst das hochdiplomatische Schreiben des letzteren an Ludwig XIV., wie er auch zu dem gleichen Zwecke ein Schreiben des Kaisers an den Kurfürsten von Hannover und an Papst Clemens XI. persönlich verfaßte. Kein Mittel ließ er unversucht, um sein hohes Ziel zu erreichen. Wie ihm die Stiftung der Akademie zu Berlin, Wien und Petersburg nur gelang durch die zähe Hilfe fürstlicher Frauen, so wurde er nicht müde, durch Stiftung fürstlicher Heiratsverbindungen seine irenischen Zwecke zu fördern. Er vermittelte die Ehe der Prinzessin Amalie mit Kaiser Joseph I., der Elisabeth Christine mit Kaiser Karl VI., einer anderen Enkelin Anton Ulrichs mit dem Sohne Peters des Großen. Anläßlich der Konversion der Elisabeth Christine leitete er selbst, wie ich anderswo nachgewiesen habe, den Konvertitenunterricht. Er glaubte sich schon seinem Ziele nahe, da es seinem ungeheuren diplomatischen Geschick gelang, anläßlich dieses Falles eine Erklärung von Mitgliedern mehrerer Fakultäten durchzusetzen, daß der Übertritt zur römischen Kirche erlaubt sei. Der auflodernde Fanatismus erstickte die zarten Keime dieser Hoffnung. Jetzt richtete er sein Augenmerk auf Peter den Großen, den aufgehenden Stern Europas. Er unterbreitete ihm die kostbarsten Pläne für die Zivilisation

Rußlands mit der ausgesprochenen Absicht, ihn zur Berufung eines Weltkonzils für den religiösen Frieden zu gewinnen. Schließlich suchte er nochmals mit Frankreich anzuknüpfen, wozu ihm seine persönliche Freundschaft mit der Mutter des Regenten Gelegenheit bot. Allein der Geist Ludwigs XIV. war nicht tot.

So gehört das kirchliche Friedensprojekt des Leibniz zu den größten Kraftanstrengungen eines genialen Geistes, welche je einem hohen Ziele geweiht worden sind. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung regte in Leibniz alle Fibern seines Herzens auf und erzeugte in ihm jene bittere Stimmung gegen die katholische Kirche, deren explosive Ausbrüche einseitiger Fanatismus zu einem verzerrten Bilde seiner religiösen Psyche gestaltete.

Die richtige Einsicht, daß des Leibniz gigantisches Ringen an den ehernen Netzen des französischen Weltmachtsideals zerschellt sei, haben den edlen Onno Klopp dazu verleitet, anzunehmen, daß auch Bossuet in die Schlingen dieses nationalen Idols verwickelt gewesen sei und das Friedenswerk habe vereiteln helfen. Klopp hat den Verfasser der gallikanischen Artikel zu tief in die französische Politik verstrickt. Hierin hat ihn sein sonst so feines Gefühl irregeführt. Eine urkundliche Prüfung der Verhandlungen ergibt, daß Bossuet, wenn er auch gegen Leibniz nicht das zarte Empfinden eines Pellisson und einer Madame de Brinon zeigte, welche sogar in kleinen Notizen desselben Brillanten sahen, doch den Kirchenfrieden ehrlich wollte und den katholischen Standpunkt glänzend entfaltete. Soviel mag man Klopp zugeben, daß auf der Haltung Bossuets, der die weltgeschichtliche Bedeutung seines Gegners nicht ahnte, etwas lag wie der zurückstrahlende Schimmer der berauschenden Waffenerfolge Ludwigs XIV., der auch der Abgott des Gallikanismus war.

Das Projekt des Leibniz, welches die schönste Frucht glühender Vaterlandsliebe war, die jemals aus deutscher Erde entsprossen ist, mußte an seiner inneren Unmöglichkeit scheitern. Es war von vorneherein zu erwarten, daß ein geistiger Kampf zwischen Leibniz und Bossuet die kirchenspaltenden Probleme auf den Grund bohren und die beiderseitigen Waffen zu glänzender Heerschau vorführen werde. Zwar hat Leibniz in dem ersten Helmstedter Gutachten 1698 das größte Zugeständnis erzielt, welches protestantischerseits seit Beginn der großen Spaltung erfolgt war, nämlich das eines göttlichen Rechts des Primates. Allein wäre dieses Angebot öffentlich bekannt geworden, so hätte dieses schon damals das Ende der Verhandlungen bedeutet.

Leibniz ist niemals Katholik gewesen. Ich habe den urkundlichen Nachweis erbracht, daß das „Systema Theologicum“ in keinem Zeitpunkt seines Lebens der Ausdruck seiner persönlichen Überzeugung gewesen ist, wie selbst die protestantische Geschichtsschreibung bisher annahm. Allein kein Protestant ist jemals der katholischen Kirche so wohlwollend gegenübergestanden wie er. Kostbare apologetische Arbeit hat er ihr geleistet. Mit 17 Jahren schrieb er katholisierende Traktate. In den letzten 10 Jahren seines Lebens führte er mit dem Jesuiten des Bosses einen geistvollen Briefwechsel über das Transsubstantiationsproblem. In den Tiefen seiner philosophischen Weltanschauung war er katholisch und vielfach mit Augustinus verwandt. Geradezu prophetisch klingt es, wenn er in seiner philosophischen Hauptschrift die europäische Revolution als Frucht jenes Materialismus vorausverkündet, dessen Banner er durch Newton und dessen philosophischen Schildträger Locke entfaltet sah. Sagt doch Wundt mit Recht, daß die englische Philosophie zum ersten Male in der Geschichte des europäischen Denkens Gott von ihrem Bereiche ausschloß.

War der spekulative Ausgangspunkt der Reformation Luthers These, daß wir von Gott durch unsere natürliche Vernunft nichts wissen können, eine These, welche Kant zum Grundkanon des modernen Denkens gemacht hat, so vertritt Leibniz den Grundsatz: „So viel der Mensch Wunder der Schöpfung kennt, so viele Bildnisse der göttlichen Majestät trägt er in seinem Innern.“ Und wie herrlich hat er den augustinischen Gottesbeweis aus der prästabilierten Harmonie entfaltet und mit modernen Schlaglichtern glänzend ausgestattet! Philosophen spotten heute über die prästabilierte Harmonie und bedenken nicht, daß Leibniz auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu den ersten Entdeckergenieen gehört. Und vollends welch ein gewaltiger Gegensatz zwischen dem pessimistischen Weltbild Luthers und jenem des Leibniz, welcher das Universum als einen Ozean von Licht und Leben betrachtet und in einem einzigen toten Punkte der Welt einen Beweis für den Atheismus sehen möchte! Einem unkatholischen Optimismus, wie man ihn oberflächlichweise Leibniz andichtet, steht er fern; denn er singt einen Hymnus auf die Freiheit des Schöpfers. Wenn Leibniz in die Sturmflut des modernen Materialismus mit Donnerstimme hineinruft: „Die Welt ist Geist und nichts als Geist, Seele und nichts als Seele!“, so betrachtet er die Materie nicht im hellenistischen Sinne als ein Nichts, sondern als Band der Seelen, als Schatten des Lichtes und als Quelle jener reichen Welt unserer Freuden und Leiden.

So wurde Leibniz aus den Tiefen seiner philosophischen Weltan-



Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 3. Juli 1646 in Leipzig, gest. 14. November 1716 in Hannover), Hofrat und Bibliothekar in Hannover

JESUS MARIA HILD

ANNO à partu Virginis 1706. 6^{ta} Februarii in Mon
mentis præmunita, inter astantium Confororum
cum plenissimâ in voluntatem Divinam resigna
& vehementiâ catharri consumpta, Anno ætatis 77. reli
bus, quàm annis & senio, Cœlo maturum, nonam int
placidissimè emisit

REVERENDISSIMA ac IL

D. MARIA E

COMITISSA D

VIDUA ILLUST

D. JOSIÆ DI

CORONÆ GALLI

*Illustrissima hæc Domina Stemmatis Gloriam illustrare nunquam potuit
virtutum longo comitatu, Comitum Sanguinem, & Prosapiæ suæ
profano quondam illigata connubio, totius postea mundi pompam
affectu candidissimo, præposuit. Munificentissima fuit FUNDATRIX
jecit fundamenta religiosæ perfectionis, ut in charissimæ nobis Priorit
nere ad 40. prope annos versata, continuò in se exhibuit religiosæ
mum exemplar. In religiosæ vitæ transacto tempore nobilis hæc ani
tes pedissequas, inter quas infima humilitas habuit primatum. Erga
cibus adeo agebatur, ut anima illius potius esset ibi, ubi amabat, quàm
num, ædem ipsius cultui, Divisque sacram, liberali impendio, non d
ac templi apparatu comptissimum. Pauperum erat beneficentissima
nocenti suo & omnis profani fuci nescio corde contraxerat in comp
verba ebulliret, ac religiosarum filiarum suarum corda in Cœlestis sp
que deliciarum appetitum attraheret, omni magnete potentius. Hoc
ejusdem consortio jamtum frui in beatâ æternitate confidamus, si c
gia vestra, & ardentissimas preces enixissimè imploramus, simile ch
hibituræ.*

Requiescat



ANNUNCIATA.

ESSII

Monasterio B. M. V. ANNUNCIATÆ consuetis Ecclesiæ Sacramentum, Filiarumque Religiosarum pia suspiria, & lachrymas, ratione, amoris potius divini ardore, quam calore febrili, Religiosæ Professionis. Spiritum meritis magis ac virtutibus & decimam matutinam, in Cœlestis sponsi amplexus

ILLUSTRISSIMA DOMINA

LISABETHA

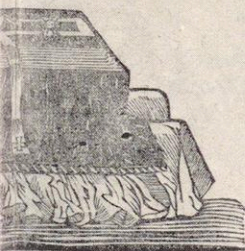
DE RANTZAU

ILLUSTRISSIMI DOMINI

ERANTZAU

ICÆ MARESCHALLI &c.

Illustrius, quam dum humillima Religionis sacræ amplexans insignia, decor nobilitavit. Heroïnâ pluribus titulis se nobilem exhibuit, dum felici repudio fastidivit, & spinosis matrimonii rosis, castissimæ vitæ lilia, R. Monasterii nostri, cujus dum fundamenta posuit, tam profunda etiam cruce munus, fundata in æternis principiis virtus, eam exegerit; in quo munus perfectionis, & ad sacri nostri instituti rigorem formatæ Ideæ exactissimâ pro illustri suo Comitatu non desideravit aliud Gynæceum, nisi virtutibus latentem sub speciebus Eucharisticis animæ sponsum castissimis continuò faciendam ubi animabat; ideòque in obsequium sponsi sui speciosi præ filiis hominibus desiit omni ornatu excolere, ut nitorem sponso suo exhiberet cordis pariter Mater, Cœlestium ideò meritorum cumulo dives. Virtutes ceteras in inpendium, ita ut continuò anhelantis in Cœlum animæ æstus in linguam & sponsi amorem accenderet, & à mundi terreno affectu, in Cœli æternarumque apparatus virtutum comptissimam Christi Sponsam, quamvis desiderato i quæ tamen forsân labes moram felicitis illius Possessionis innecteret, suffraganarum officium vestris, ubi requisitæ fuerimus, promptissimo animo ex-



in pace.



*Niels Stensen (geb. 1. 11. 1638 in Kopenhagen, gest. 6. 12. 1686 in Schwerin),
Apostol, Vikar d. Nordischen Missionen zunächst mit Sitz in Hannover v. 1677-1680*

schauung heraus immer wieder zur katholischen Kirche hingetrieben. Uns Katholiken ist der Name Leibniz ein Symbol der unzerstörbaren Hoffnung, daß unserem Vaterlande das größte Glück, die Wiedervereinigung im Glauben, der-einst wird wiedergegeben werden. In der heutigen trostlosen Weltlage ist der Name ‚Leibniz‘ ein mildernder Lichtstrahl, ein stiller Mahnruf zur Versöhnung auf der Grundlage der christlichen Kultur, welche in Leibniz ihren geistesmächtigsten Herold in der neueren Geschichte gefunden hat.“

In einem Kloster von Hildesheim Niels Stensen und Frau H. M. E. von Rantzau

Von G. Scherz, Kopenhagen

Am Wege Niels Stensens (1638-1686) stehen mehrere Frauen, deren er noch in späteren Jahren gedachte, wann immer er Gott für seine Entwicklung zur katholischen Kirche dankte. Eine derselben verschied im Jahre 1706 hochbetagt in Hildesheim als Nonne des Klosters der Annunziatinnen „Klein Bethlehem“; in der Welt hatte man sie Hedwig Margrethe Elisabeth Freifrau v. Rantzau genannt.

Dreimal kreuzte sich Stensens Lebensweg mit dieser „Madame Rantzau“, wie sie in den Briefen genannt wird. Das erstemal traf man sich im Jahre 1665 im Paris des Sonnenkönigs. Stensen hatte seine Vaterstadt Kopenhagen zum zweitenmal verlassen, vielleicht etwas niedergeschlagen und enttäuscht. Nicht bloß hatte er seiner Mutter Anna das letzte Geleite zur Familiengruft von St. Nikolaj geben müssen; ein schwerer Schlag dürfte es auch gewesen sein, daß ein gewisser Nepotismus der herrschenden Kopenhagener Professorenfamilie ihm die wohlverdiente Stelle an der Universität vorenthalten hatte. Er hätte sie wie kein anderer verdient, nachdem er damals bereits durch viele Einzelentdeckungen Licht auf das Drüsensystem geworfen und durch seine Erkenntnis der Muskelstruktur des Herzens und anderer Muskeln eine jahrtausendalte Debatte abgeschlossen hatte. Immerhin, so groß die Enttäuschung des 26jährigen, mit irdischen Glücksgütern nicht gesegneten Anatomen war, so tiefgläubig betrachtete er schon damals die Wechselfälle des Lebens als Fügungen einer weisen Vorsehung. Sein ergreifendes Gebet zu Gott, dem Lenker unserer Schicksale, dürfte von damals stammen: „Du, ohne dessen Wink kein Haar vom Haupte fällt, kein Blatt vom Baum, kein Vogel aus der Luft, weder dem Geist der Gedanke, noch der Zunge die Stimme, noch der Hand die Bewegung fehlt: Du hast mich bisher auf mir unbekannten Wegen geführt! Führe mich nun, sehend oder blind, auf dem Pfade der

Gnade. Dir ist es ja leichter, mich dorthin zu geleiten, wohin du willst, als mich von dem Ziele zu entfernen, wohin mein Sehnen mich zieht¹."

Jedenfalls wurde er in Paris glänzend empfangen. Er fand sofort einen verständnisvollen Mäzen im späteren Bibliothekar Ludwigs XIV., M. Thévenot, und wurde in der Gelehrtenwelt der Seinestadt um so mehr bewundert, als er sich hier in seinem „Discours sur l'anatomie du cerveau“ als bahnbrechender Kenner der Hirnanatomie zeigte und der Zeitphilosophie des Cartesianismus ebenso freundlich sondernd, wie kritisch ablehnend gegenübertrat. Über seine emsigen wissenschaftlichen Untersuchungen vergaß der junge Forscher aber keineswegs seine religiösen Interessen. Dem Sproß einer streng lutherischen Pastorenfamilie waren sie sozusagen angeboren, wie schon das Chaos-Manuskript, die Aufzeichnungen des Studenten, zeigen, die mit den Worten: *In nomine Jesu* beginnen².

Wie er den Weg in das Pariser Kloster der Annunziatinnen, eines zu Anfang des Jahrhunderts in Italien gegründeten Ordens, zu Frau v. Rantzaу gefunden hat, wissen wir nicht. Stensen erwähnt sie nur vorübergehend in seinen Schriften, aber man kann auf mehrere anregende Gespräche schließen. Das eine Mal z. B. erhielt Stensen den Rat: wenn er zum Verständnis des Geistes der Reformation gelangen wollte, Luthers eigene Schriften zu lesen. Ein anderes Mal diskutierte er mit der Nonne über die Eucharistie, und sie machte ihn schließlich mit ihrem Beichtvater, dem Jesuiten und Kontroverstheologen Jean B. de la Barre, bekannt³.

Die junge Klosterfrau hatte damals bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Tochter eines Statthalters, wurde sie als junges Mädchen mit dem Marschall von Frankreich Josias v. Rantzaу verheiratet, einem Haudegen und Kavalier, wie das 17. Jahrhundert sich ihn nur wünschen konnte. Er hatte unter holländischen, schwedischen und kaiserlichen Fahnen gefochten, bevor er in den Dienst Frankreichs trat. Sechzigmal war er verwundet worden, ein Auge wurde ihm ausgestochen, ein Ohr abgehauen, und schließlich verlor er ein Bein und einen Arm, ehe er 1650, erst 41 Jahre alt, starb. Hedwig war damals einige zwanzig Jahre alt, und sie trat sofort nach dem Tode ihres Mannes (sowohl sie wie er waren Konvertiten) in das Pariser Kloster der Annunziatinnen ein.

Merkwürdig ist, daß Stensen gerade zu dieser weltflüchtigen Schwester in einem stillen und sicher wenig bekannten Kloster fand und

¹ N. Stenonis, *Opera theol.* 2, 542.

² N. Stenonis, *Epistolae* 2, 907 ff.

³ *Opera theol.* 1, 191. 268.

damit zu einer Frau, die wohl schon in ihrer nicht leichten Ehe vom Glauben ergriffen war und ihrem Orden so eifrig diene, daß sie bald ein eigenes Kloster gründen sollte. Man denkt da unwillkürlich an ein anderes Frauenkloster im damaligen Paris, das viel mehr im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand, ja den Blick der ganzen Welt auf sich lenkte. Ich meine natürlich Port Royal-des-Champs, den Konvent, in dem sich Mère Angelique Arnauld damals an der Spitze ihrer Schwesternschar für den aufstrebenden Jansenismus einsetzte; man vergesse nicht, daß Stensen damals noch durchaus nicht katholisch fühlte oder dachte. Rings um dieses Kloster hatte sich eine ganze Schar von Männern aus den ersten Familien Frankreichs angesiedelt und war der Betrachtung, dem Unterricht und Studium ergeben. Das Kloster war eine Hochburg der kirchlichen Opposition. Gerade 1664 hatte der Erzbischof Péréfixe von Paris das Interdikt über Port Royal verhängt.

Da ist es wirklich hochinteressant, daß Stensen mit einer Nonne in Verbindung stand, die einen ganz anderen Geist repräsentierte, was wir vielleicht am deutlichsten aus einem zufällig erhaltenen Dokument ersehen können⁴. Es ist ein Brief, den Mutter Rantzau am 15. Mai 1665 an ein uns im übrigen nicht bekanntes Frl. Sevin de Miramion gerichtet hat. Er lautet:

„Mein Fräulein, Wenn Ihr Brief uns auch den Ort Ihres Aufenthaltes angezeigt hätte, wäre unsere Freude noch größer gewesen, weil es uns dann leichter möglich gewesen wäre, über Ihren Gesundheitszustand Erkundigungen einzuziehen. Wir wünschen Ihnen eine gute und feste Gesundheit und vor allem Fortschritt in der Heiligkeit, die in nichts anderem besteht, als in der völligen Vereinigung mit unserer Mutter, der heiligen Kirche, welche zufolge den Verheißungen des Gottessohnes vom Geiste der Wahrheit geführt wird und unserem Heil jede Sicherheit bietet. Das war es ja, was den hl. Augustin sagen ließ, er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn die hl. Kirche ihm nicht versicherte, daß es zur Hl. Schrift gehöre, weil eben das, was die Kirche bestätigt und gestattet, oder was sie verdammt, auch von treuen Katholiken angenommen oder verworfen werden muß.

Ich erwarte von Ihnen, mein Fräulein, ähnliche Gesinnungen, da ich weiß, daß Sie nur in diesem und keinem andern Punkt widersprochen haben, was ich so verstehe, als käme es nicht von Ihnen selbst, sondern nur infolge des Unterrichts eines Lehrers der neuen Lehre, der sich bestimmt irrt, wenn er glaubt, daß er mehr klarsehend und

⁴ Paris, Bibl. Nationale, MSS FRAN 19719 fol. 387-389.

vernünftig als die ganze Gemeinschaft der heiligen Kirche zusammen ist.

Was die liebe Mutter Angélique von P(ort) R(oyal) betrifft, kann ich Sie in ihrem Namen versichern, daß sie Sie nicht in ihren Gebeten vergißt, wie auch, daß sie, Gott sei Dank, recht gesund ist. Sie bittet Sie um Ihr Gebet und nimmt es dankbar in unserem Herrn entgegen.

Weder der Hochwürdigste Herr Erzbischof noch wir haben ihr schon die Bulle unseres Heiligen Vaters, des Papstes, gezeigt. Deshalb kann ich Ihnen nicht von ihren Gefühlen über diesen Gegenstand berichten. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir tief davon betroffen sind, daß eine Person, welche so große natürliche Gaben hat wie die liebe Mutter Angélique, aus Anhänglichkeit an ihre Eingebungen es immer weiter fehlen lassen will an ihrer Hauptpflicht. Unsere Kommunität bietet dem Herrn unablässig Opfer und Gebete für diese liebe Mutter an, ohne jedoch auf Sie zu vergessen, da wir mit großer Liebe und Wertschätzung Ihre guten Wünsche erkennen, die Sie in dieser Angelegenheit zeigen, indem ich Sie versichere, daß ich Sie besonders lieb habe. Ich verbleibe in unserem Herrn . . .“

Unter ganz anderen Umständen traf Stensen dann knapp zehn Jahre später Schwester v. Rantzau in Hildesheim. Sie hatte kaum zwei Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft Paris verlassen und mit einigen anderen Schwestern das Annunziatinnenkloster Klein-Bethlehem in Hildesheim gegründet, dessen Oberin sie bis zu ihrem Tode verblieb. Das Kloster besaß Lebenskraft, hatte es doch um die Mitte des 18. Jahrhunderts 12 Chorschwestern und 5 Laienschwestern. Es bestand auch noch im 19. Jahrhundert.

Die Nonne hatte sich kaum wesentlich verändert; um so mehr war der 36jährige Stensen verschieden vom jungen Reisenden in Paris. Er hatte Italien erlebt, war am Medici-Hof von Florenz glänzend aufgenommen worden und stieg dort zum Gipfel seiner Forschertätigkeit empor, als er durch seine Entdeckungen und Erkenntnisse drei so wichtige Wissenschaften wie die Pälaontologie, Geologie und Kristallographie begründete. Seine Schriften waren mit Begeisterung in den gelehrten Gesellschaften der Zeit aufgenommen worden, in der Accademia del Cimento, in der jungen Académie des Sciences und in der Royal Society.

In Florenz hatte er nach schwerem Ringen den katholischen Glauben angenommen, was ihn vom Vaterland ausschloß. Er sollte dies gleich merken, als er 1669, vertrauend auf einen vorläufigen Brief, heimkehren wollte, aber während einer fast 20monatigen Reise durch ganz Europa kam, wohl auch durch Hannover und Hildesheim, doch

nicht den endlichen Ruf seines Königs erhielt und wieder nach Italien zurückkehrte. Dann kam freilich ein Regierungswechsel. — Vor allem wollte der fähige Reichskanzler Griffenfeld den berühmten Entdecker dem Vaterland erhalten und rief Stensen heim. Allein die beiden Jahre des sogenannten Kgl. Anatom in Kopenhagen (1672-1674) waren eine Enttäuschung für ihn, und Stensens berühmteste Sektion, die einer Frauenleiche im Anatomischen Theater, bei welcher die bekannten Worte fielen: „Schön ist, was wir sehen, schöner, was wir wissen, aber weitaus am schönsten, was wir nicht fassen“, war zugleich sein Abschied von seiner naturwissenschaftlichen Laufbahn.

Als Stensen im August 1674 Dänemark verließ, war sein nächstes Ziel Hannover, dessen Herzog Johann Friedrich ihn zu einem Besuch im Leineschloß eingeladen hatte. Der Herzog kannte den Naturforscher vielleicht schon von seinen häufigen Besuchen in Dänemark, am Hofe seiner Schwester Sophie Amalie, damals verwitweten Königinmutter. Stensen war auch dreimal beim Herzog zu Tische und nahm mehrere Sektionen vor. Allein er hatte auch schon andere Sorgen auf sich geladen, die für Konvertiten. In seinem Gefolge reiste ein junger Mann, ein Neffe, den er als Schüler der Chirurgie in Florenz am S.-Maria-Nuova-Spital unterbringen wollte. Außerdem führte er zwei „Mädchen, die jüngst zum Glauben gekommen waren“, mit sich, und ihr Bestimmungsort war das Kloster der Mutter Oberin von Rantzaу. Er hatte sich Hildesheim zu einem Refugium für seine Konvertiten erkoren. Aus manch anderer Stelle sehen wir ebenfalls, daß er noch mehrere Konvertiten nach Klein-Bethlehem sandte, auch solche, die „von anderen zum Glauben geführt“, dann aber sich selbst überlassen worden waren.

Der Apostolische Sinn Stensens suchte da ein schweres pastorales Problem zu lösen, ein brennendes Problem im 17. Jahrhundert! Bei der damaligen Intoleranz bedeutete der Übertritt fast stets eine Frage der Existenz. Man wurde aus der Familie verstoßen und verlor sein Vaterland; man stand ohne Stellung und Unterhalt da. Mit Lockungen und Drohungen suchten die alten Freunde den Neubekehrten der Kirche wieder abspenstig zu machen. Da war es eine große pastorale Tat, ein Gebot verständnisvoller Liebe, solchen Neophyten den Übergang in das neue Leben zu erleichtern und ihnen eventuell ein neues Heim zu eröffnen. Das sollte Klein-Bethlehem, besonders für junge, weibliche Konvertiten, sein. Und hier half Frau v. Rantzaу eifrig mit.

Ob Stensen damals bei dieser zweiten Begegnung schon zu Frau v. Rantzaу über seinen Plan, Priester zu werden, sprach, der schon ein halbes Jahr später verwirklicht wurde? Er reiste zunächst von Hildes-

heim weiter nach Amsterdam in der Absicht, seinen alten Freund, den berühmten holländischen Naturforscher J. Swammerdom, nach Florenz zu führen und ihm vielleicht auch den Weg zur Kirche zu ebnen. In der Arnstadt angekommen, wurde Stensen wohl zunächst Erzieher des Kronprinzen, aber schon am Ostersonntag 1675 las er seine erste hl. Messe; sein Primizaltar stand vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes SS. Annunziata in der bekannten, alten Servitenkirche in Florenz. Dann vergingen zwei Jahre eifrigen pastoralen und pädagogischen Wirkens in Florenz, die aber plötzlich durch eine Bitte des Herzogs von Hannover unterbrochen wurden, Stensen möge nach dem Tode Valerio Maccionis Apost. Vikar für die nordischen Missionen werden. Als Papst Innozenz XI. sein Ja sprach, erkannte Stensen darin den Willen Gottes und empfing die Bischofsweihe am 19. September 1677 in der Kapelle des Propagandapalastes. Sein Konsekrator war der nun heiliggesprochene Kardinal Gregorio Barbarigo.

So schnell wie möglich reiste Stensen in sein neues Arbeitsgebiet. Es war eine mühselige Tour über die Alpen, wo der Schnee bereits fiel, und dann weiter nach Frankfurt und Köln. Und dann ging es aber wieder nach Hildesheim, von wo Stensen erst feierlich im herzoglichen Wagen seinen Einzug in Hannover hielt. Da muß Frau v. Rantzau ihn wieder gesehen und begrüßt haben, diesmal als Bischof. Und es war wohl nur der Beginn zu manch anderen Besuchen aus dem nahen Hannover. Hildesheim war ja immer ein altes katholisches Gebiet, das einzige im weiten Umkreis, wenn auch nicht unter Stensens Jurisdiktion stehend, sondern unter eigenen Fürstbischöfen, die sowohl bei der Gründung von „Klein Bethlehem“ wie beim Tode der Freifrau von Rantzau gleichzeitig Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln waren.

Und nun, als Bischof, hatte Stensen die Freude, einige seiner Schützlinge dem Ordensleben zuzuführen. Es ist staunenswert, und man wundert sich immer wieder, wie Stensens apostolische Tätigkeit bei allen Schwierigkeiten nicht bloß Seelen für die Kirche gewann, sondern sie auch gleich zum Streben nach Vollkommenheit und Heiligkeit anspornte. Apropos Schwierigkeiten der damaligen Missionsarbeit: Wir dürfen ja nicht vergessen, daß sie unter Bedingungen vor sich ging wie in manchen heutigen Ostländern. Der Grundsatz *cujus regio ejus religio* war ja auch damals ein Hohn auf jede Gewissensfreiheit. Und doch kann Stensen einmal melden, daß er in Hannover am liebsten eine Schule für Knaben und junge Männer errichtet hätte. Am 13. Januar 1679 schreibt er an seinen großherzoglichen Freund Cosimo III.: „Ich könnte schon sehr viele Knaben lutherischer Eltern haben, welche diese mir zum Erziehen in unserer Religion anvertrauen wollten; aber ich war gezwungen, nicht wenige gehen zu lassen, da

mir die Mittel fehlen, sie zu erhalten, und jetzt kommt mir die Angst, ob jene unschuldigen Seelen, die ich einer lutherischen Erziehung überlassen habe, mich nicht am Tage des Gerichts anklagen werden, weil sie in meinen Händen waren und ich sie den Händen der Irrgläubigen überlassen habe⁵."

Ähnlich stand es mit den Ordensberufen für Klein-Bethlehem. Auch nach dem Tode Johann Friedrichs ist von ihnen die Rede, als Stensen von Fürstbischof Ferdinand v. Fürstenberg zum Weihbischof für Münster erbeten wurde und er drei Jahre in Westfalen arbeitete. Ferner als er im Protest gegen die simonistische Wahl des Nachfolgers Ferdinands aus Münster schied, nach Hamburg zog und das letzte Jahr seines Lebens in Schwerin zubrachte. So kann Stensen sich am Allerseelentag 1682 in einem Brief über eine Profefß freuen. Am 19. März 1683 schreibt er, daß eine seiner Konvertitinnen den Schleier genommen habe, ebenfalls in Hildesheim. Es handelte sich um die dänische Adelsdame Anna von Buchfeldt; eine jüngere Schwester zu ihr scheint denselben Schritt im Jahre 1686 getan zu haben. Auch 1686 taucht noch der Name der „Madame Rantzau“ in Stensens Briefen auf.

Das Bistum Hildesheim hat auch in unserem Jahrhundert Stensen freundlich aufgenommen. Wer erinnert sich nicht an die Begeisterung, mit der Bischof Dr. Joseph Godehard Machens für Tausende von Stensenbildchen sorgen ließ und bei der Stensenfeier im Palazzo Vecchio in Florenz dem Mann des Wissens und Glaubens huldigte. Wer denkt nicht an die ergreifende Überreichung des schönen Stensenreliquien-schreins an den jetzigen Oberhirten der Diözese. Wer denkt nicht daran, daß es heute in Hannover ein Niels-Stensen-Kolleg und Niels-Stensen-Kloster gibt. Es ist alles eine Stensen-Verehrung, die sich auf einen historischen Hintergrund berufen darf. Hoffen wir, daß sie im Zeichen des kommenden Katholikentags einen mächtigen Aufschwung nimmt, und zwar so, daß ihr Wellenschlag nicht bloß das eigene Land bespült, sondern auch an ferne Küsten herangetragen wird.

Zu obigem Artikel des Redemptoristenpaters Gustav Scherz aus Kopenhagen, eines der gründlichsten Kenner des Lebens und Wirkens von Niels Stensen, seien noch folgende Daten hinzugefügt:

Hedwig Maria Elisabeth von Rantzau (Rantzow) war 1629 geboren. Noch zu Lebzeiten ihres Gatten, des holsteinischen Grafen Josias von Rantzau (gest. 1650) konvertierte sie am 30. 11. 1648 zur katholischen Kirche. Nach dem Tode ihres Mannes trat sie am 13. März 1652 in das Annuntiatinnenkloster zu Paris ein. Am 20. 12. 1666 kam sie nach Hil-

⁵ Epistolae 1, 402 f.

desheim. Hier regierte damals als Fürstbischof Maximilian Heinrich, Herzog von Bayern und Kurfürst von Köln. Die Freifrau von Rantzau wohnte zunächst in einer Kurie des Kreuzstiftes im Brühl. Zwei Jahre nach ihrer Ankunft, 1668, erwarb sie vom Michaeliskloster ein Grundstück mit Wohnung in der Klosterstraße gegenüber dem Eingang zur Bernwardsgruft. Obwohl der Stadtrat Einspruch erhob, gelang es ihr doch, unter dem Schutz des Fürstbischofs, am 28. 4. 1669 auf dem erworbenen Grundstück die Genossenschaft der Annuntiatinnen anzusiedeln. Sie gab ihrer Stiftung, die am 2. 7. 1670 vom damaligen Weibischof von Hildesheim eingeweiht wurde, den Namen „Klein-Bethlehem“. Durch ihre vielseitigen Verbindungen erhielt sie die nötige Geldsumme zur Erweiterung des erworbenen Grundstückes. Unter den Stiftern ragten hervor der konvertierte Herzog Johann Friedrich von Hannover und ein Verwandter ihrer Familie, der ebenfalls konvertierte Graf Christian von Rantzau. Sie selber wirkte in aller Bescheidenheit mit großem Eifer. Sie starb am 7. Februar 1706 im Alter von 77 Jahren und wurde im Kreuzgang des kleinen Klosters beigesetzt. (Siehe die Todesanzeige [2. Bildbogen], die der Senior unseres Hildesheimer Domkapitels, Friedrich Schneider, im Besitz hat und mir zum Abdruck für diesen Artikel zur Verfügung gestellt hat.)

Die Genossenschaft der Annuntiatinnen hatte strenge Klausur, weihte ihr Leben der Gottesmutter und durch Paramentenarbeit dem heiligsten Altarssakrament. Die Mitglieder widmeten sich dem Gebet, der Betrachtung und der Betreuung von Konvertiten. Ihren Namen trug die Genossenschaft von der Verkündigung Mariens: „Annunciatio“.

Am 14. Dezember 1810 ordnete die sog. „Westfälische Regierung“, die unter Leitung des Hieronymus Bonaparte von Napoleon 1807 als „Königreich Westfalen“ gegründet war, die Aufhebung des Annuntiatinnenklosters in Hildesheim an. 1851 machte der größte der Hildesheimer Bischöfe des letzten Jahrhunderts, Eduard Jakob Wedekin (1849-1870), eine Eingabe an das Kultusministerium in Hannover um Überlassung der Gebäude von „Klein-Bethlehem“. Das Ministerium schrieb am 3. Mai 1851 zurück, „eine Überlassung des Klosters Klein-Bethlehem sei nicht tunlich“. Kurz vor dem Tode der letzten Hildesheimer Annuntiatin, Maria Augustina Theresia Wiekind (1856), im September 1855, wandte sich der Bischof nochmals an die königliche hannoversche Regierung, um in dem Kloster „eine Versorgungsanstalt für unverheiratete katholische Frauenzimmer“ einzurichten. Er erhielt die Genehmigung und errichtete nun zunächst ein Hospital. Am 11. Januar 1856 erklärte sich das Kultusministerium bereit, das alte

Klostergebäude mit Hofraum und Garten zum Preise von 3500 Talern zu verkaufen. Am 12. März 1856 nahm der Bischof Besitz von den Gebäuden und stiftete 1400 Taler aus seiner eigenen Tasche. Doch kam es bald wegen Mangels an ordentlicher Beschäftigung zu Unzulänglichkeiten, und schon im September 1858 änderte der Bischof das Institut um in eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder und stellte es unter die Leitung der Vincentinerinnen von Hildesheim. Das Haus wurde am 27. Dezember 1858 eingeweiht. Arme, verwahrloste Kinder sollten hier zu brauchbaren Menschen herangebildet werden. Zunächst waren es 12 Jungen, dann kamen auch Mädchen dazu. Sie blieben bis zur Schulentlassung, wurden dann in guten Lehrstellen untergebracht. Die Mädchen blieben noch ein Jahr zur Erlernung des Haushaltes in „Klein-Bethlehem“. Die Zahl der Kinder wurde bald mehr. 1859 waren es schon 35, nach 10 Jahren bereits über 100. Klein-Bethlehem war die „Lieblingsschöpfung“ des Bischofs, gerade weil es sich um die ärmsten und verlassensten Kinder handelte. Doch hatte er große geldliche Sorgen. Er gründete einen Stiftungsfonds, und auch die Diözesangeistlichkeit wußte er für die Stiftung zu begeistern. Das Domkapitel gründete eine Freistelle in Klein-Bethlehem. Fehlendes stiftete der Bischof immer wieder aus seinem Vermögen. Es kamen jetzt schwere Zeiten, die Jahre des Kulturkampfes. Am 1. April 1877 wurde die Bewahrschule aufgehoben. Am 31. Dezember 1878 gaben die Schwestern die Leitung des Hauses ab. Der Zweck des Hauses aber blieb bestehen. Das Haus wurde von weltlichen Kräften geleitet. Es wurde ein geistlicher Inspektor eingesetzt, für die Leitung ein Vorstand, zu dem der erste Pastor von St. Magdalenen und zwei Laien gehörten. Am 8. Januar 1887 kaufte Bischof Wilhelm Sommerwerck (1871—1905) das benachbarte Drögesche Haus dazu, so daß bei einer Belegung von 80—100 Kindern die unzulänglichen Räume erweitert und neu ausgebaut werden konnten. Besonders verdient um den Neubau machte sich der Domkapitular Franz Koch, der über ein Vierteljahrhundert die Rechnungsführung und Leitung von Klein-Bethlehem besorgte.

Inzwischen waren die Kulturkämpfe abgeflaut, und am 1. 10. 1888 übernahmen die Barmherzigen Schwestern wieder die Leitung der Anstalt, richteten auch gleich eine Haushalts- und Handarbeitsschule dort ein. Am 19. 7. 1889 weihte Bischof Wilhelm die neue Kapelle ein, deren Fenster die Verkündigung Mariens darstellten in Erinnerung an den Annuntiatinnenorden.

Die Kinder wurden auch in Klein-Bethlehem unterrichtet. Da die Kinderzahl ständig wuchs — 1899 waren es 132 Zöglinge —, wurde

die Knabenabteilung nach dem Bernwardshof in Himmelsthür verlegt; die Mädchen blieben in Klein-Bethlehem, wo sie von einer Lehrerin und dem Inspektor unterrichtet wurden. Seit 1907 war Domvikar Friedrich Schneider, der jetzige, im 89. Jahre stehende Domkapitular, der Senior unseres Domkapitels und ältester Geistlicher der Diözese, Rechnungsführer und Religionslehrer von Klein-Bethlehem. Seit 1907 bis 1945 — also 38 Jahre — las er dort auch jeden Morgen die hl. Messe mit der ihm eigenen Pünktlichkeit, so daß die Anwohner den Beginn ihres Tagewerkes danach einrichteten.

Bei der furchtbaren Zerstörung Hildesheims am 22. März 1945 ging auch Klein-Bethlehem, in dem die Schwestern seit der Errichtung des Bernwardshofes auch alte Leute betreuten, in den Flammen zugrunde, und es fanden acht von den alten Insassen im Keller den Tod. Die Kinder konnten alle gerettet werden. Seitdem besteht das alte „Klein-Bethlehem“ nicht mehr, weder als Annuntiatinnenkloster noch als Kinder- oder Altersheim. Das Ansgar-Werk hat diese Sorge übernommen. Ein von der Caritas neueingerichteter Kindergarten und ein Alterswohnheim, das sog. Bernwardsstift, erinnern noch an die frühere segensreiche Arbeit von Klein-Bethlehem.

Alg.

Ludwig Windthorst, Versuch einer Würdigung

Von Anton Teyssen, Hildesheim

„Man hat ihn vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht¹.“ Unwillig, unüberhörbar aber auch grollt der Unmut Bismarcks — vereinsamt, verbittert und darum mitmenschlichen Verständnisses nicht unbedürftig — diesen Worten nach. Der, dem sie gelten und dessen Grab in der Marienkirche zu Hannover sich kaum geschlossen hatte, war der Glücklichere gewesen, der Zufriedenere wohl auch und der im fortwirkenden Sinne Erfolgreichere: Ludwig Windthorst.

Welch reizvolles Unterfangen wäre es, den *vitae parallelae* dieser beiden politischen Kontrahenten nachzuspüren! Voller Profil beide, großer Gaben reich, beide das achte Jahrzehnt überschreitend und beider Leben eingebettet in den Gang und umschlossen vom Anfang und vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Der offenbaren und der zu entdeckenden Gemeinsamkeiten gäbe es manche, und doch: gewaltiger und unabweisbarer würden die Gegensätze dieser beiden Persönlichkeiten aufeinanderprallen.

Es ist schwierig, sich bei einer Würdigung Windthorsts an der breitgelagerten Gewalt eines Bismarck vorbeidrücken zu wollen. Zu sehr hat dieser Mann — ein wahrer Koloß politischer Wirksamkeit — nicht nur der deutschen und europäischen Geschichte seinen Stempel aufgedrückt, sondern auch Weg und Geschick der einzelnen und nicht zuletzt der politischen Tätigkeit Windthorsts Richtung und Maß gegeben.

Selten hat die parlamentarische Geschichte Deutschlands in ihren hervorragendsten Vertretern größere Gegensätze ins Spiel gebracht als diese beiden. Die Karikaturisten — immer auf der Suche nach dem Originalen und dem Originellen — wissen dieses Spiel in seinen immer neuen Variationen zu fixieren². Bezeichnend übrigens, wie diese Kari-

¹ Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, Cotta 1928, S. 577.

² Hüsgen: Ludwig Windthorst, Köln 1907 (S. 403-443 zahlreiche Karikaturen und Satiren).

katuristen und Satiriker, sämtlich im Dienst liberaler und damit anti-katholischer und in steigendem Maß auch antijüdischer politischer Witzblätter stehend, trotz aller Schärfe, Bissigkeit und mitunter auch unbegreiflichen Böswilligkeit im einzelnen, mit der Person Windthorsts beinahe glimpflich verfahren sind. Und dabei war Windthorst eine geradezu „tragende“ Figur dieser satirischen Zeitschriften. (Müßig, darauf hinzuweisen, daß man sich in dieser, aber auch in anderer Hinsicht an einen führenden deutschen Politiker unserer Tage erinnert fühlt.) Bei aller törichten Kurz- und Parteisichtigkeit, wie sie den politischen Karikaturisten jener Tage eigen war³ — mag sein, daß die Ausstrahlungskraft des fast allmächtigen Staatsmannes Bismarck ihren Blick getrübt, mag sein, daß auch die geschmeidige Verwendung seines Welfen-, sprich „Reptilienfonds“ ihren Teil dazu beigetragen hat —, sei es, wie es wolle: bei all dieser oft unbegreiflichen journalistischen Kurzsichtigkeit, über die die spätere geschichtliche Entwicklung in geradezu banalem Gleichmut hinweggeschritten ist, spürt man den Karikaturen und Satiren über Windthorst eine geheime und mitunter gar offen zur Schau getragene Hochachtung vor ihrem Initiator an. Ein solcher Mann wie Windthorst mit seinem unbestreitbaren staatsmännischen Talent, seinem parlamentarischen Geschick, seiner vornehmen Gelassenheit und seinem untadeligen Charakter trotzte auch dem zudringlichsten Journalisten — das merkt man ihren Erzeugnissen an — irgendwo einen Rest innerer Distanz und persönlichen Respekts ab.

Jedenfalls bereitet es ein Vergnügen besonderer Art, im pointierten Strich der Karikatur allein schon der äußeren Gegensätzlichkeit dieser beiden Männer gewahr zu werden. Bismarck, hühnenhaft erdrückend, standbildgewordene Uniformität im weißen Dreß der Kürassiere, sporenklirrende Gewalt, das breitflächige Gesicht von drohend-wulstigen Augenbrauen überschattet, denen ein mächtiger Seehundsbart schnauzkräftig korrespondiert — so blickt er hinab auf den gnomenhaften Don Quichotte, der es wagt, seiner geheiligten Autorität zu widersprechen: Windthorst. Dieser — in Körpergröße kaum dem Knabenalter entwachsen, Bismarck just an den Nabel reichend, überaus zart gegliedert, aber mit auffallend großem, ausdrucksstarkem Kopf, zylinderbewehrt — alles in allem Prototyp der „kleinen Exzellenz“ —, pariert der strafenden Nemesis eines Bismarck mit dem furchtlos auf-

³ Tagebucheintragung A. Reichenspergers in L. Pastor: A. Reichensperger, 1899, S. 120: „... die Schmähungen der aus dem Reptilienfonds bedachten Blätter: der ‚Kladderadatsch‘, die ‚Wespen‘, der ‚Ulke‘ bewerfen alles, was den Katholiken heilig ist, unausgesetzt mit Kot, ohne daß der Staatsanwalt sich rührte...“

geworfenen Trotz seines breit gezogenen Mundes und der kühl mu-
sternden Intelligenz seiner ruhig blickenden Augen hinter scharfge-
schnittenen Gläsern.

Wägt man die Machtpositionen beider Männer ruhig ab, nicht nur
ihre amtlichen, sondern auch ihre privaten, so scheint alles gegen
Windthorst zu sprechen. Denn wer war er schon, und was hatte er dem
allmächtigen Fürstkanzler — Preuße nach Geburt und Berufung, In-
haber des machtvollsten Staatsamtes, Hüter und Verfechter eines „evan-
gelischen Kaisertums“ — schon entgegenzusetzen?! Im Jahre 1812 in
Osterkappeln im westfälisch-hannoverschen Grenzraum bürgerlich und
katholisch geboren (beides im damaligen und späteren Preußen-
Deutschland für eine politische Laufbahn gerade keine Empfehlung),
Abitur auf dem Carolinum in Osnabrück, Studium der Rechte in Göt-
tingen und Heidelberg, Anwalt in Osnabrück, Vorsitzender des Rates
des katholischen Konsistoriums dortselbst, seit 1848 Oberappellations-
gerichtsrat in Celle, im gleichen Jahr Abgeordneter der zweiten Han-
noverschen Kammer, seit 1851 Präsident der 2. Kammer, vom Novem-
ber 1851 bis in das Jahr 1853 erster katholischer Minister (Justiz) in
Hannover, nochmals in gleicher Position von 1862 bis 1865, seit 1866
nach dem Zwangsanschluß Hannovers an Preußen bis zu seinem Tode
im Jahre 1891 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und des
Norddeutschen Reichstages, später des Deutschen Reichstages (stets
für den Wahlbezirk Meppen), seit 1874 nach dem Tode Mallinckrodt's
führender Mann der Zentrumspartei, als solcher wichtigster und wir-
kungsvollster Kontrahent des Kanzlers in dem langen Jahrzehnt der
kulturpolitischen Auseinandersetzungen. Was also hatte Windthorst
dem Machtkoloß Bismarck entgegenzusetzen? Schlicht gesagt: nicht
mehr als die Kraft seiner Persönlichkeit und den amtlichen Ausweis
seines Abgeordnetenmandats. Das Mandat aber wog für Bismarck
immer nur soviel, wie es ihm im Rahmen seiner gesteckten Ziele mani-
pulierbar erschien.

„Und doch“, schrieb der Journalist Stein (Rumpelstilzchen) über
Windthorst⁴, „war dieser zähe parlamentarische Diplomat mit dem
gnomenhaften Äußeren der Stärkere und hat den bewunderten Heros
im politischen Schachkampf planvoll matt gesetzt. Er hat als höflicher
Mann nie einem Gegner ins Gesicht geschleudert: Sie imponieren mir
nicht, aber tatsächlich war er einer der wenigen, denen Bismarck auch
zur Zeit seiner großen Macht nicht imponiert hat. Selbst in den heftig-
sten parlamentarischen Auftritten hat er dem gewaltigen Gegner

⁴ zitiert nach Hüsgen, a. a. O., S. 362.

gegenüber die kühle Ruhe nicht verloren, und wer sein Urteil nicht durch äußere Erfolge trüben ließ, erkannte von jeher, daß in diesem zähen, klugen Manne die größere Ausdauer und zielbewußtere Kraft stecke."

Dieses Urteil öffnet uns einen Zuweg zur Persönlichkeit Windthorsts. Von ihr und von der wegweisenden Bedeutung Windthorsts für den deutschen Katholizismus soll im folgenden in gebotener Kürze die Rede sein.

Wollten wir Bismarck glauben, so brauchten wir eine positive Würdigung Windthorsts gar nicht erst zu versuchen. Für ihn ist Windthorst geradezu ein „Gattungsbegriff“ für Reichsfeindlichkeit, Böswilligkeit und Verschlagenheit⁵. Schnell ist Bismarck mit seinem Urteil fertig: „Windthorst, politisch latitudinarian (Rationalist), religiös ungläubig, ist durch Zufall und bürokratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden⁶." Schlimmer kann man Windthorst in fast jedem Wort kaum verkennen. Aber, Gott Dank, wissen wir auch um Bismarcks Art zu lieben und zu hassen, wissen wir auch um seine unbändige Herrschsucht und Menschenverachtung, die am liebsten jeden, der seiner Räson nicht parierte, hemmungslos vernichtet hätte. Lassen wir getrost einen seiner größten Verehrer zu Wort kommen, ihn zu charakterisieren. Theodor Fontane schreibt in einem Brief an G. Friedländer: „Bismarck hat keinen größeren Anschwärmer gehabt als mich, die Welt hat selten ein größeres Genie gesehen, selten einen mutigeren und charaktrevolleren Mann und selten einen größeren Humoristen. Aber eines war ihm versagt geblieben: Edelmut; das Gegenteil davon, das zuletzt die häßlichste Form kleinlichster Gehässigkeit annahm, zieht sich durch sein Leben (ohne den begleitenden infernaln Humor wäre es schon früher unerträglich gewesen), und an diesem Nicht-Edelmut ist er schließlich gescheitert⁷." Und bei Golo Mann lesen wir — gleichsam als Ergänzung —: „Wieviel Haß diesem großen Mann, wieviel Ranküne und Verfolgungswahn, wie wenig Generosität und Liebe⁸."

Es ist fatal — ich deutete es schon an —, man kommt, will man Windthorst würdigen, an einer Auseinandersetzung mit Bismarck nicht vorbei. Was aber hat es denn nun auf sich mit dem bösen Wort

⁵ Bismarck, a. a. O., S. 489 und 597.

⁶ Bismarck, a. a. O., S. 576.

⁷ Th. Fontane: Briefe an G. Friedländer, Heidelberg 1954, S. 125.

⁸ Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1958, S. 427.

Bismarcks von der religiösen Ungläubigkeit Windthorsts? Abgesehen davon, daß die religiöse Gläubigkeit eines Menschen dem Mysterium der Gnade verbunden ist und sich darum die abwertende Zudringlichkeit anderer Menschen verbietet, ist Windthorsts ganzes Leben und Handeln kraftvoller Ausdruck einer tiefen, männlich-herben Religiosität. Dabei sollen zur Kennzeichnung dieser Grundhaltung gar nicht einmal seine lebenslangen Kämpfe um die Wahrung kirchlicher und religiöser Belange im öffentlichen Leben herangezogen werden — so setzte er schon in seiner hannoverschen Zeit die Wiedererrichtung des Bistums Osnabrück durch oder im hannoverschen Schulkampf die weitere Mitwirkung des Bischofs von Hildesheim bei der Anstellung von Lehrern an katholischen Schulen; aus lokalen Gründen könnte man auch seines leidenschaftlichen Einsatzes gedenken während des „Kulturkampfes“ für den Erhalt gerade des Hildesheimer Knabenkonviktes — nein, um seine religiöse Haltung nachzuempfinden, genügt es fast schon, die Gebetbuchwidmung Windthorsts für seine Tochter Anna anlässlich ihrer ersten heiligen Kommunion zu zitieren: „Vergiß niemals, meine liebe Anna, den Tag Deiner ersten heiligen Kommunion. Halte treu, was Du an diesem Tage Deinem Heilande gelobt hast. Dann wird der Herr Dir die Stärke und den Trost gewähren, welche wir im Leben so sehr bedürfen und welche Menschen nicht gewähren können. — Arbeite und bete, bete auch für Deine Eltern! — Dein Dich liebender Vater⁹.“

Überhaupt unterstreicht Windthorsts tiefe Verwurzelung in der Religion, im Raum seiner Familie, aber auch im Boden seiner Heimat und seiner konservativen Überzeugungen die Beständigkeit und redliche Solidität seines Charakters. Zeugnis der warmherzigen Dankbarkeit Windthorsts gegenüber seiner Frau ist die Antwort auf eine Ansprache anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages: „Besonders dankbar bin ich für die herzliche Weise, in der Herr von Heeremann der Gefährtin meines Lebens gedacht hat. Sie hat allerdings auf alles, was ich getan und geleistet, einen großen Einfluß ausgeübt. Ihrer Liebe und Sorgfalt, ihrer Opferwilligkeit habe ich es zu danken, daß ich so lange mich dem öffentlichen Leben habe widmen können, daß ich heute in dem Kreise derjenigen verweilen kann, mit denen ich in treuem Zusammenstehen, in entschiedenem Festhalten an festen Grundsätzen gearbeitet und gekämpft habe¹⁰.“ Die Ehe Windthorsts war mit vier Kindern gesegnet, aber zwei starben schon in jugendlichem Alter. Tiefen Schmerz bereitete dann der Tod des ältesten Sohnes. Als Gerichts-

⁹ Hüsgen, a. a. O., S. 359.

¹⁰ Hüsgen, a. a. O., S. 22.

referendar, Dr. jur., starb er an einem Blutsturz, gerade als er den Vorbereitungsdienst am Hildesheimer Gericht aufgenommen hatte.

Einer der immer wiederholten Vorwürfe gegenüber Windthorst — Bismarck konnte sich nicht genug darin tun — war seine Welfentreue. Bismarck prangerte sie geradezu an als einen Verrat am Hause Preußen-Hohenzollern und am Reich. In einer der leidenschaftlichsten Redeschlachten zwischen Bismarck und Windthorst (9. Februar 1872 im Preußischen Abgeordnetenhaus) antwortete Windthorst den gehässigen Angriffen Bismarcks: „Meine Anhänglichkeit an die hannoversche Königsfamilie dauert voll und ganz fort. Sie wird fort dauern bis an mein Grab, und nichts in der Welt, auch nicht der gewaltige Minister Deutschlands, wird mich darin irremachen. Aber ich bin eingedenk des Satzes der Heiligen Schrift: ‚Du sollst untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat‘ und glaube meine Untertanenpflicht nach bestem Wissen und Gewissen bisher geübt zu haben . . . Ich will mit dem Ministerpräsidenten heute nicht darüber streiten, inwiefern der Gang seiner großen Staatsaktionen das monarchische Prinzip gestärkt hat. Aber das möchte ich ihm doch sagen: Im Glück dem monarchischen Prinzip nahezustehen ist nicht schwer, schwerer ist es im Unglück ¹¹.“ Oder in derselben Rede: „Meine Herren, wenn solche Verdächtigungen erlaubt sind, wenn man damit die Wirksamkeit eines Abgeordneten einschüchtern will, dann glaube ich, sind wir sehr nahe an einem Terrorismus, der das freie Wort unterdrückt ¹².“ Mit Recht bemerkt Paul Sethe: „Eine solche Sprache mußte einen tiefen Eindruck machen auf alle, die nicht verblendet waren durch politische oder konfessionelle Feindschaft ¹³.“

Diese Zitate — man könnte sie beliebig vermehren — lassen die kernige Treue Windthorsts zu seinen Prinzipien und Überzeugungen in dem herben Glanz standhafter Männlichkeit aufleuchten, sie geben auch einen Eindruck von dem prachtvollen Mut und der provozierenden Sachlichkeit dieses Mannes. Ein Porträt Windthorsts wäre unvollständig ohne die kräftigen Striche warmherzigen Humors, die seine Persönlichkeit auszeichneten, und ohne die der Politiker schlechthin eines wesentlichen Humanums entbehrte. Der Feuilletonist der Frankfurter Zeitung, Stein, bemerkte mit Recht: „Wer Windthorst nicht lachen gesehen hat und so seine Züge in Erinnerung trägt, vom behaglichen Schmunzeln, bei dem die merkwürdig breite Mundpartie sich

¹¹ Paul Sethe, Deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert, Frankfurt 1960, S. 139.

¹² Hüsgen, S. 137.

¹³ Sethe, a. a. O., S. 139.

geradezu grotesk verzog, bis zum lauten herzlichen Gelächter, der kennt diese auch äußerlich so ungewöhnliche Persönlichkeit gar nicht¹⁴."

Wissen sollte man auch um Windthorsts Bescheidenheit allen äußeren Ehrungen gegenüber, aber auch um seine nüchterne Distanz im Tausel begeisternder Huldigungen, die ihn zum „größten Staatsmann des Jahrhunderts“ erheben wollten. Nüchtern begegnet er solchen Versuchen: „Wenn ich irgendeine Eigenschaft habe, so ist es die, daß ich frei von allen Illusionen bin, sowohl in bezug auf die Sachen als auf die Personen, insbesondere in Beziehung auf meine Person¹⁵." Strikt lehnte Windthorst auch jede materielle Entschädigung für seine großen finanziellen Opfer ab, die er als Politiker erbracht hat. Dabei war er alles andere als wohlhabend. Nur ein Beispiel sei erwähnt. Als ihm die Fraktion anlässlich seines 80. Geburtstages eine Villa in Hildesheim (neben der Moritzbergschule) schenken wollte, lehnte er das rundweg ab. Nur zum Bau der hannoverschen Marienkirche, die auch seine sterblichen Überreste aufgenommen hat, nahm er gern und willig Spenden an.

Vieles noch wäre notwendig zu sagen, um der reichen Persönlichkeit Windthorsts gerecht zu werden. Wir müssen uns dem verschließen.

Notwendig aber ist es, den Prinzipien und Impulsen der Windthorstschen Politik nachzuspüren, soweit sie für die Beantwortung der Frage nach seiner Bedeutung für den deutschen Katholizismus wichtig sind.

Will man sich die Stellung des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert vergegenwärtigen, so muß man sich mit dem Geist des 19. Jahrhunderts konfrontieren. Insonderheit muß man sein Augenmerk richten auf den Zugriff der großen Ideologien des Liberalismus und des Marxismus¹⁶ einmal auf die sog. gebildeten Bürgerschichten, zum anderen auf die immer breiter werdende Masse des Proletariats. Die Krise des Christentums offenbart sich im Anwachsen dieser Ideologien. Hinzu kommen die politischen Ressentiments, besonders von den liberal-gebildeten bürgerlichen Schichten her. Es entwickelte sich in diesen Kreisen immer mehr zum Stil der Politik, die Katholiken schlichtweg und ohne Überprüfung als „ultramontan“ und damit reichsfeindlich abzutun. Man entsinne sich der bitteren Worte Windthorsts im Preußischen Landtag vom 7. Mai 1875 (solche Tatbestände pflegten in der preußischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts unterzu-

¹⁴ Hüsken, S. 351.

¹⁵ Hüsken, S. 352.

¹⁶ Hans Freyer, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955.

gehen): „Ich bin überzeugt, es wäre ein Antrag auf Vertreibung der sämtlichen Katholiken aus Deutschland bereits hier im Hause, wenn es nicht eben acht Millionen wären, die in Frage sind, und die Armee etwas dünner würde, wenn diese acht Millionen weg sind.“ Oder — von Schorlemer am 6. Februar 1877: „Die katholische Bevölkerung lebt unter dem Eindruck, wir stehen unter einer Fremdherrschaft¹⁷.“ Es war damals üblich geworden, von der „Schwarzen Internationale“ zu sprechen oder Katholizität mit Unbildung und Aberglauben gleichzusetzen. Selbst Kaiser Wilhelm II. enthielt sich nicht, so primitiven Pauschalurteilen beizupflichten wie „Juden und Jesuiten halten immer zusammen¹⁸.“ Man spürt diesen Worten — mögen sie auch noch so unüberlegt gesprochen worden sein — bereits die Saat an, die damals im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland in den Boden gesenkt wurde und die 50 Jahre später als geradezu verheerendes Unkraut aufgehen sollte.

Notwendig ist allerdings auch noch, darauf hinzuweisen, daß die breite Masse der Katholiken die technisch-industrielle Bewegung im 19. Jahrhundert mit ihren materiellen und geistigen Begleiterscheinungen nicht in dem Maße bewältigt hat wie etwa die religiös indifferenten oder auch die evangelischen Bevölkerungsgruppen. Sicher ist, daß die Kirche sich in den Umbrüchen des 18. und 19. Jahrhunderts zu ihrem eigenen Schaden lange Zeit als retardierendes Moment erwies. Auf einem ganz anderen Blatt steht die Frage nach dem politischen Hineinwachsen der Katholiken in das deutsche Kaiserreich. Dieses weithin verhindert zu haben — genauso wie das Hineinwachsen der Arbeiterschaft — war ohne Frage Schuld gewisser preußischer Traditionen, dann natürlich des „Kulturkampfes“, der Sozialistengesetzgebung und des — gewollten oder ungewollten — „evangelischen Kaisertums“. Man braucht nur einmal die immer neuen Klagen — gerade auch Windthorst — über die Zurücksetzungen der gläubigen Katholiken in den Staats- und Beamtenstellen nachzulesen, um einen Eindruck davon zu bekommen; man muß auch nur einmal das Ungeschick oder die bewußte Provokation der Regierung gegenüber der katholischen Bevölkerung in Posen, in den Rheinlanden oder in Elsaß-Lothringen sich deutlich machen, wo man mit Vorliebe bewußt protestantische oder altkatholische oder völlig liberale Beamte an die führenden Positionen setzte¹⁹. Es genügt einfach nicht, wie es Rößler²⁰ tut, festzustellen:

¹⁷ Hüsgen, S. 231.

¹⁸ Bismarck, a. a. O., S. 640.

¹⁹ Sethe, a. a. O., S. 150 ff.

²⁰ Rößler: Größe und Tragik des christlichen Europa, Frankfurt 1955, S. 564.

„Der katholische Klerus stachelte in Posen den nationalistischen Haß des polnischen Bürgertums und die Katholiken im Elsaß und Lothringen zur Ablehnung des neuen Reichs auf.“ Redlicher Weise muß man auch einmal den Motiven solchen Verhaltens auf den Grund gehen, zumal ja auch in Frankreich damals die antikirchlich-laizistische Bewegung immer stärker um sich griff.

Makabrer Höhepunkt all dieser antikatholischen, in ihrem Kern antichristlichen Umtriebe war der sog. „Kulturkampf“ der siebziger Jahre. Im ganzen gesehen mit Recht bemerkt Egon Friedell: „Die sonderbare Bezeichnung, von Virchow geprägt, der ein großer Gelehrter und ein kleiner Politiker war, ist irreführend, denn eigentlich wurden die Mächte der Kultur: Religion, Tradition, Spiritualität von der Kirche vertreten, während sich auf der Seite der Gegner mehr die Tendenzen der Zivilisation: Bildung, Staatsräson, materieller Fortschritt befanden²¹.“

Auf die entwürdigenden Einzelheiten des „Kulturkampfes“ braucht hier nicht eingegangen zu werden. Der protestantisch-konservative Abgeordnete von Gerlach faßte seine Tendenzen am 20. März 1873 richtig zusammen, als er bemerkte: „Jetzt heißt es Polizei vorne, Polizei hinten, Polizei links, Polizei rechts, Ministerialentscheidungen, ein Spezialgerichtshof ohne Berufungen. Sind das jene hochherzigen Liberalen von 1848, die kaum vor dem Throne stille standen? Gibt es denn für die Linke keine Geisteskämpfe mehr? Nur Polizei, Geld- und Gefängnisstrafen auf dem Gebiete des Glaubens und des Geistes? Ehren Sie doch das geistige Leben der Nation, vertrauen Sie dem gemeinen Recht, der Presse und der Öffentlichkeit und greifen Sie nicht zu Ausnahmegesetzen²².“ Mit freimütiger Aufrichtigkeit bemerkt der liberale Geschichtsschreiber Friedrich C. Sell in seinem Buch „Die Tragödie des deutschen Liberalismus“ zu diesen Ausführungen Gerlachs: „Das waren unwiderlegliche Argumente, welche die Liberalen in große Verlegenheit setzten. Ihre geistigen Führer wie Mommsen, Virchow und Sybel pflegten die katholische Bildung als unvergleichlich tiefer stehend denn die liberal-protestantische anzusprechen. Die Parlamentsdebatten über die Maigesetze erbrachten keinen Beweis dafür; die Katholiken führten ihre Sache intelligenter und sprachen besser und beredter. Die Liberalen schwiegen meist verlegen oder beschränkten sich auf die Erörterung juristischer Fragen²².“ Von dem Sieg des gläubigen katholischen (und evangelischen) Deutschlands im Kulturkampf

²¹ Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit, München o. J., S. 1284.

²² Friedrich C. Sell: Die Tragödie des deutschen Liberalismus, Frankfurt 1953, S. 250.

brauchen wir hier nicht zu sprechen. Der Kampf endete praktisch mit dem Canossa Bismarcks und der Liberalen. Er endete mit der „Tragödie des deutschen Liberalismus“.

Aber er hatte auch seine schwerwiegenden Folgen. Richtig bemerkt wieder Sell: „Indessen richtete der frivol entfesselte und ohne politisches Feingefühl geführte Kampf tiefgehenden und nachhaltigen Schaden an. Zunächst wurde der katholische Teil der Bevölkerung dem neuen Reich völlig entfremdet . . . Schwerwiegender noch war die Tatsache, daß durch den Kulturkampf die alten konfessionellen Gegensätze wieder aufgerissen und vertieft wurden. Das Mißtrauen zwischen den Angehörigen der beiden Konfessionen kam nicht zur Ruhe²³.“

Es ist nicht zuletzt eine der verdienstvollsten und vorbildlichsten Bemühungen Windthorsts und seiner Fraktionskollegen, immer von neuem die Sisypusarbeit der Überwindung dieses Mißtrauens auf sich genommen zu haben. Gerade in dieser, aber auch im Hinblick auf seine ganze Oppositionsführung zeichnete Windthorst sein Sinn für Geduld, Reifung und Großmut aus. Eben auch diese Eigenschaften sicherten Windthorst, anders als Bismarck, Achtung, Ehrung und Anerkennung selbst seiner Gegner.

Was aber bedeutete Windthorst für das katholische Deutschland? Schlicht gesagt dieses: Windthorst wurde zum Symbol des erwachenden politischen und gesellschaftlichen Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens der deutschen katholischen Bevölkerung. Nicht ohne Grund bezeichnet Golo Mann ihn als den „genialsten Parlamentarier, den Deutschland je besaß²⁵.“ Aber die Wirkung im Hinblick auf die erwachende politische Aktivität allein genügt noch nicht, Windthorst zu würdigen. Wichtiger ist die Frage nach den Grundsätzen und Zielen dieser politischen Aktivität. Auch hierin gibt Windthorst ein Vorbild. Grundzug und Ziel seiner Politik war sein unwandelbarer Sinn für Recht und Gerechtigkeit und die Hoheit staatlicher Herrschaft, auch darin wesentlich unterschieden von Bismarck. Dieser ausgeprägte Sinn für Recht und Gerechtigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch Windthorsts ganzes Leben und alle seine Reden. Ein halbes Jahr vor seinem Tode faßt er dieses Prinzip im Abgeordnetenhaus gleichsam als eine Art testamentarisches Vermächtnis noch einmal in einem Satz zusammen: „Lieber hungern, als ein Prinzip des Rechts aufgeben²⁶.“ Diese Achtung vor Recht und Gesetz haben er und seine

²³ Sell, a. a. O., S. 252.

²⁵ Golo Mann, a. a. O., S. 416.

²⁶ Walter Ferber: Ludwig Windthorst, Augsburg 1962, S. 32.

Fraktion auch im leidenschaftlichsten Ringen des „Kulturkampfes“, als die Gerechtigkeit von der Regierung stündlich mit Füßen getreten wurde, nicht verletzt. Damals schleudert Windthorst dem Kultusminister Falk entgegen: „Wir werden niemals etwas Ungesetzliches tun, um diesen Intentionen (gemeint sind die Maigesetze) entgegenzutreten . . . Aber es gibt einen durchaus berechtigten passiven Widerstand, und, meine Herren, diesen müssen, diesen werden und diesen wollen wir üben. An diesem passiven Widerstand wird früher oder später alles das zerschellen, was in diesen Gesetzen beabsichtigt wird. Gebe Gott, daß das Vaterland dabei keinen Schaden leide“²⁷!

Es bedürfte eines besonderen Aufsatzes, Windthorsts fortwirkende Leistung in der Schul- und Sozialpolitik herauszustellen. Es genügt in diesem Zusammenhang, festzustellen, daß seine damaligen Grundsätze sich voll mit der heutigen Auffassung christlicher Schul-, Kultur- und Sozialpolitik decken.

Segensreich sind Windthorsts Bemühungen gewesen, seine politischen Freunde immer wieder zur sachlichen Vertiefung in die anstehenden und die grundsätzlichen politischen Probleme anzuhalten und sie entsprechend anzusetzen. Für ihn genügte als Ausdruck politischer Befähigung eben nicht nur der gute Charakter, das redliche Wollen oder die guten Verbindungen, sondern darüber hinaus ein immer zu vertiefenderes sachliches Wissen und parlamentarisches Geschick.

In diesem Zusammenhang ist ein anderes fortwirkendes Verdienst Windthorsts zu würdigen: seine intensive Bemühung auf dem Gebiet der katholischen Volksbildung. Immer wieder ist Windthorst in dieser Hinsicht in der Schulpolitik, im Volksverein und auf den Katholiken-tagungen aufrüttelnd und wegweisend tätig gewesen.

Ein letztes Wort sei dem Bemühen Windthorsts, aber auch der nach ihm wirkenden Zentrumsführer gewidmet, die Basis der Zentrums-partei in das Lager der evangelischen Christen hin zu erweitern. Weder ist die Zentrums-partei als rein konfessionelle Partei gegründet worden noch sollte sie es nach dem Willen ihrer erdrückenden Mehrheit jemals werden. Immer hat sie über evangelische Abgeordnete verfügt, ganz bewußt trat Bischof Ketteler seinen Abgeordnetensitz an einen evangelischen Christen ab, und nicht erst seit Julius Bachems Aufsatz aus dem Jahre 1906 wollte das Zentrum „aus dem Turm“ hinaus.

Leidenschaftlich wehrt es sich darum auch gegen jeden Versuch klerikaler Beeinflussung. Ganz klar stellt Windthorst solchen Versuchen gegenüber fest: „Auf kirchlichem Gebiet haben wir die Autorität

²⁷ Hüsgen, a. a. O., S. 163.

des römischen Stuhles anzuerkennen, auf politischem nicht . . . Rom denkt in dieser Sache absolut nicht anders als wir.“ Das ist alles, was übrigbleibt vom ganzen angeprangerten „Ultramontanismus“, wenn man sich die Mühe macht, die Dinge objektiv zu untersuchen. Das Zentrum wollte eine politische Partei sein, für das ganze Volk berufen und nicht nur für bestimmte Gruppen. In Wahrheit war es auch die einzige wirkliche Volkspartei des ganzen Reichstages²⁸. Es ging dem Zentrum und zumal auch Windthorst in einer Zeit des Umbruchs und der sich auflösenden alten Ordnungen um eine Politik aus christlicher Verantwortung und demokratischer Gesinnung. Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil das Volk diese Absicht in der Persönlichkeit Windthorsts verkörpert und in seinem über halbjahrhundertjährigen politischen Wirken immer wieder bestätigt sah, hat es diesen Mann, um mit den Bismarckschen Worten des Eingangs zu sprechen „vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht“.

Indessen — ein Mann wie Windthorst entzieht sich solch pathetischer Klischees. Er ist kein Heros für bronzeschwere Denkmäler. Einem Mann wie ihm sollte man nicht die Patina gedankenloser Verehrung oder müden Vergessens zuwachsen lassen. Dazu war er zu lebendig, zu wach, zu nüchtern, zu unbequem auch. Und zu sehr Bürger und Zivilist. Er war ein Mann, ein deutscher Demokrat, der es verdiente, unserer Zeit bedrängend-gegenwärtig zu sein, weil sie des wachen Pflichtgefühls, der politischen Unbestechlichkeit und der trotzig-Bequemlichkeit solchen Vorbilds dringend bedarf. Das parlamentarische Deutschland verfügt über keine allzu große Ahnengalerie nachstrebenswerter Persönlichkeiten. Um so stärker sollte Windthorst — eine der tüchtigsten, nobelsten und menschlich-bescheidensten unter ihnen — unserem Gedächtnis verhaftet und unserer Würdigung gewiß sein.

²⁸ Vgl. dazu Michael P. Fogarty: Christliche Demokratie in Westeuropa. Herder 1959, S. 202 f. und 362 f.

Ein großer Führer und seine Mahnung

Zur Erinnerung an die 150. Wiederkehr seines Geburtstages

(geb. 17. 1. 1812)

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Es war am 10. März 1891, als Ludwig Windthorst, der damals fast 80jährige Führer der deutschen Katholiken, zum letztenmal im Abgeordnetenhaus erschien. Den Heimweg zu seiner Wohnung konnte er nicht mehr allein gehen. Seine Freunde mußten ihn nach Hause bringen. Schon am Abend des gleichen Tages war eine lebensgefährliche Lungenentzündung eingetreten.

Um Mitternacht sandte der Kaiser, Wilhelm II., seinen Flügeladjutanten von Hülsen zur Wohnung des Erkrankten und erkundigte sich nach dessen Befinden. Am nächsten Morgen fuhr er persönlich vor. Die Kaiserin Auguste Viktoria schickte eine prächtige Blumenspende. Papst Leo XIII. sandte telegrafisch seinen Segen. Die höchsten Staatsmänner und Abgeordnete aller Parteien fanden sich im Hause des Schwerkranken ein. Im Wandelgang des Reichstages hingen die ärztlichen Gutachten über den Verlauf der Krankheit aus.

Am 11. März empfing Windthorst aus den Händen eines Jesuitenpaters die Sterbesakramente. Aus seiner Heimat Hannover kam seine Tochter Maria und nahm die letzten Grüße des sterbenden Vaters an ihre zu Hause sorgende, hochbetagte Mutter in Empfang. Fieberphantasien durchtobten die Seele des Kranken in den nächsten Tagen und Nächten.

Am 14. März, morgens 8.15 Uhr, gab der Sterbende seine große Seele dem Schöpfer zurück mit den klar und deutlich gesprochenen Worten seines sterbenden Erlösers: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Königliche Ehren wurden dem Verstorbenen zuteil. Kaiser und Fürsten und die Fraktionen des Reichstages, auch die nationalliberale, zu der der Verstorbene stets im stärksten Gegensatz gestanden war, sandten prächtige Kränze. Das Beileidsschreiben des Papstes rühmte den großen Toten in den aner kennendsten Worten.

Am Abend des Sterbetages wurde die Leiche zur Hedwigskirche überführt. Dort hielt am 17. März der Fürstbischof von Breslau, Kar-

dinal Kopp, das Totenamt. Die deutschen Staatsführer, der Kaiser an der Spitze, hatten ihre Vertreter geschickt. Der Reichskanzler, Graf von Caprivi, erschien an der Spitze des Bundesrates. Ihm folgte das gesamte Staatsministerium. Kardinal Kopp hielt selber die ergreifende Trauerrede.

Nach dem Amt wurde der Sarg in feierlichem Trauerzug zum Lehrter Bahnhof gefahren, um von dort nach Hannover übergeführt zu werden. Vor den königlichen Gebäuden präsentierten die Wachen. Beim Brandenburger Tor wurde die Kaiserdurchfahrt benutzt. Die Wachen traten ins Gewehr. Der Kaiser hatte persönlich angeordnet, daß die Leiche im Fürstenzimmer des Lehrter Bahnhofs aufgebahrt wurde. Am nächsten Tage, dem 18. März, traf der Sarg in Hannover ein. Am Hauptportal der Marienkirche nahm Bischof Wilhelm von Hildesheim den Toten in Empfang und bestattete ihn im Mittelschiff der Kirche, unmittelbar vor der Kommunionbank, zur letzten Ruhe. Der Schein des Ewigen Lichtes sollte fortan die teure Grabstätte Tag und Nacht umdämmern. So war es über ein halbes Jahrhundert. So ist es auch heute wieder, nachdem die im 2. Weltkrieg zerstörte Marienkirche neu erstanden ist. Die eiserne Grabplatte mit den Symbolen der vier Kardinaltugenden deckt wieder das unter den Trümmern unversehrt geborgene Grab, und der Leib des Verstorbenen schlummert in unmittelbarer Nähe seines Heilandes, für dessen Reich er als einer der Treuesten und Tapfersten stritt, dem großen Auferstehungstage entgegen.

Windthorsts persönliches religiöses Leben war, seiner niedersächsischen Stammesart entsprechend, schlicht, einfach, ohne Pose, ohne Phrase, ohne jene großartige Aufmachung, die stets kennzeichnend ist für seichte und geistlose, veräußerlichte Zeiten und Menschen. Seine religiösen Pflichten erfüllte er sehr gewissenhaft. Den Rosenkranz trug er stets bei sich und betete ihn viel. Nachts lag er ständig auf dem Tischchen griffbereit neben seinem Bett. Auch das Sterbekreuz führte er immer bei sich. Von der Tiefe seiner religiösen Gesinnung zeugt so vieles in seinem Leben.

Sein männlicher Sinn drängte aber auch im Religiösen zur Tat. Dem Christentum in Deutschland Licht und Luft, Freiheit und Recht zu erkämpfen, Christi Gesetz in allen Bezirken des Lebens zur Herrschaft zu bringen, war Ziel und Inhalt all seines Denkens und Redens, Wirkens und Schaffens.

Aus diesem Geiste heraus übernahm Windthorst in genialer Weise die erfolgreiche Führung der deutschen Katholiken in den schweren Jahren des Kulturkampfes. In diesem Kampfe zermürbte er seine Kräfte im Ringen um die Rechte des Reiches Gottes gegen alle staatlichen Überhebungen.

Aus diesem Geiste sprach er in den schweren Kämpfen um das staatliche Schulaufsichtsgesetz 1872 die Worte: „Die Kirche hat in Deutschland die Schule gegründet. Sie hat in ihr das Volk zu der Bildung hinaufgeführt. Erziehung ist nicht möglich ohne Religion. Die Grundsätze der Religion müssen alles durchdringen.“ Als dem Staat durch Gesetz das alleinige Recht der Ernennung aller Schulinspektoren zugesprochen wurde, prägte Windthorst das klassische Wort: **„Die katholischen Mütter sind die unabsetzbaren Schulinspektoren.“**

Den übermütigen Vertretern des sich omnipotent dünkenden Staates rief er die markigen Worte zu: „Wir unsererseits wünschen den Frieden. Wollen Sie uns aber unter allen Umständen den Krieg erklären, gut, so sollen Sie ihn haben! Es gibt einen durchaus berechtigten passiven Widerstand gegen die Gesetze; und, meine Herren, diesen müssen, diesen werden und diesen wollen wir üben. An diesem passiven Widerstande wird früher oder später alles das zerschellen, was in diesen Gesetzen beabsichtigt wird.“

Als am 18. 6. 1875 die Artikel der Verfassung von 1850 aufgehoben wurden, die dem Schutz der katholischen Kirche dienten, sagte Windthorst im Abgeordnetenhaus: „Wenn auch alle Paragraphen der Verfassung fallen, ein Paragraph bleibt bestehen, und dieser lautet: Du bist Petrus; auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Treffend lautete gegen Schluß des Kulturkampfes seine Kritik: **„Kulturkämpfe gleichen den Totenmessen. Sie haben kein Gloria. Sie haben kein Credo. Sie haben eine lange Opferung und am Schluß keinen Segen.“**

Im Kampf gegen den Unglauben lag es Windthorst vor allem am Herzen, die positiven Kräfte beider Konfessionen aufs engste zusammenzuschließen und auf diese Weise auch den Kampf unter den beiden Konfessionen zu überwinden. Am 13. 8. 1872 sprach er in Papenberg das weitblickende Wort: „Ich habe die Überzeugung, daß der Kampf an dem Tage ein für allemal beendet sein wird, wo alle positiv gläubigen Christen in vereinter Kraft dem Unglauben gegenüberstehen“, ein Wort, wie es ähnlich der geniale Leibniz gesprochen hat, ein Wort, das im Jahr des Beginnes des 2. Vatikanums uns alle zu Hoffnung und Gebet ermuntert. Wenn so große Männer, wie Leibniz und Windthorst, für die Fragen der Wiedervereinigung in schwereren Zeiten, als sie heute sind, die Hoffnung auf eine — wenn auch noch so weit entfernte — Wiedervereinigung nicht aufgaben, so muß auch uns ein echt christlicher Optimismus auf Grundlage eines ganz realen Blickes und im Glauben an die göttliche Vorsehung und das Wort Christi, daß einmal ein Hirt und eine Herde sein werden, tief durchdringen.

In der 1890 vollendeten Marienkirche von Hannover und dem im gleichen Jahre gegründeten Volksverein für das katholische Deutschland hat der 80jährige große Führer Christus und der Kirche die letzten zwei großen Gaben seines Lebens geschenkt. Mag das eine nicht mehr in der alten Art bestehen, das andere bis heute noch nicht wieder zum Aufbau gekommen sein: der Geist Windthorsts muß immer lebendig bleiben; sein klarer Wirklichkeitssinn, der allem weltfremden Schwärmertum feind war; seine absolute Wahrheitsliebe, die den Kampf führte nur der Überzeugung wegen; seine rastlose Tätigkeit für Gottes und seines Volkes Sache, nicht um Menschenlob zu ernten oder Menschen zu gefallen; und vor allem sein stetes Mühen um die Einigkeit aller an Christus als den Sohn Gottes Glaubenden. Bei der Trauerrede in St. Hedwig legte Kardinal Kopp dem Verstorbenen die ernste und heute wieder so zeitgemäße Mahnung in den Mund: „Seid einig und haltet fest zusammen! Hütet die Einigkeit, für die wir soviel gekämpft, geduldet und geopfert haben! Sie hat die Welt mit Bewunderung erfüllt. Ich bitte und beschwöre euch: seid einig!“

Pastor Joseph Schlaberg
Pfarrer an der St.-Clemens-Kirche zu Hannover,
ein echt niedersächsischer Priester

Von Hermann Seeland

Im Jahre 1854 wurde Joseph Schlaberg Pfarrer an der St.-Clemens-Kirche in Hannover. Mit ihm beginnt eine neue Zeit in der Geschichte der katholischen Kirche in Hannover, eine Zeit ununterbrochenen Aufstiegs in der äußeren und inneren Entwicklung, die freilich für Pastor Schlaberg nach zwölfjährigem verdienstvollem Wirken mit einer Ausweisung aus Heimat und Gemeinde durch die neue Staatsgewalt enden sollte.

Mit der katholischen Kirche sah es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Hannover, der königlichen Haupt- und Residenzstadt, nicht gut und glänzend aus. Schon fast 200 Jahre bestand sie freilich, seit dem Weihnachtsfest 1665, als der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich, nachdem er durch Staatsstreich regierender Landesfürst geworden, in seinem Schloß zum ersten Male wieder nach den Tagen der Glaubenspaltung ein feierliches Hochamt hatte halten lassen. Schwere Zeiten waren nach dem frühen Tode des ohne männliche Erben dahingeshiedenen Herzogs († 1679) für die kleine Missionsgemeinde Hannover gekommen, und in all den Zeiten bis nach den Freiheitskriegen und der Erhebung des Kurfürstentums zum Königreich Hannover (1814) erschien es oft, als ob die katholische Gemeinde dem Untergange verfallen werde. Ihr Seelsorger, Franz Joseph Merz, ein geborener Westfale, der in Hildesheim zuerst bei den Benediktinern von St. Michael, dann auf dem Josephinum seine Ausbildung erhalten hatte, stand nicht an, in einem Bericht an den Bischof in Hildesheim im Jahre 1817 von „unserer Bettelgemeinde“ zu sprechen. Er bemerkte, daß sie trotz der großen räumlichen Ausdehnung nur 250 Kommunikanten zähle. Freilich wollen wir nicht übersehen, daß auch Hannovers Einwohnerzahl zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch

sehr gering war; sie wird 1813 mit rd. 18 000, 1818 mit 23 500 angegeben.

Da durch die Vereinbarung zwischen Rom und Hannover 1824 das hannoversche Staatsgebiet zwischen Elbe und Weser die Diözese Hildesheim bildete und damit der Bischof von Hildesheim der zuständige Oberhirt der Katholiken Hannovers geworden war, oblag diesem nun die Sorge für die Anstellung der Geistlichen an der St.-Clemens-Kirche. Hildesheimer Priester sind es, die nun im Raum von Hannover wirken. Als erster eigentlicher Pfarrer ist von 1831 bis 1853 hier der bisherige Pfarrer von Lamspringe, Ignaz Kopp, tätig. Während seiner Anstellung setzt die Entwicklung der Stadt Hannover langsam ein; ist sie doch seit 1839 Residenz des Königs Ernst August geworden, dem 1851 der letzte König, der blinde Georg V., in der Regierung folgte. Auch das politische, industrielle und wirtschaftliche Leben hat eine steigende Zuwanderung zur Folge. So ist die Einwohnerzahl 1834 auf rund 30 000, um die Mitte des Jahrhunderts auf rund 57 000 gestiegen. Die Zahl der Katholiken betrug 1834 rund 500. Stärker noch ist dann die Zunahme der Bevölkerung von Hannover in den vierziger Jahren. Daher stand dem Pfarrer Kopp seit 1831 ein Kaplan zur Seite, und im letzten Jahr seiner Wirksamkeit wurde eine zweite Kaplanei errichtet.

Pfarrer Kopps Nachfolger an St. Clemens wurde Januar 1834 **Joseph Schlaberg**.

Schlabergs Wirken in Hannover 1854-68

In Hildesheim am 3. 7. 1816 geboren, hatte er von Herbst 1828 an die vier Gymnasialklassen (Quarta bis Untersekunda) des Gymnasium Josephinum besucht. In allen Klassen war der als Naturforscher weitbekannte Professor Joh. Leunis sein Lehrer gewesen. 1832 verließ Schlaberg das Josephinum, um in der Schweiz bei den Jesuiten seine Studien fortzusetzen. Am 1. 4. 1843 empfing er durch den Bischof von Lausanne die Priesterweihe und war nun als Priester und Missionar in Vereinigung mit den Jesuitenpatres eifrig tätig. Familienverhältnisse veranlaßten ihn, von dem geplanten Eintritt in die Gesellschaft Jesu abzusehen und sich vielmehr in der Heimatdiözese Hildesheim um eine Stellung in der Seelsorge zu bewerben. So kam er, nachdem er zunächst 8 Monate in Pommern in einem adligen Haus als Hausgeistlicher Aufnahme gefunden hatte, 1848 nach Duderstadt, wo er Lehrer am Bischöflichen Progymnasium und zugleich Kaplan für Gerblingeroode (1848/49) und Westerode (1849/50) war. 1850 übernahm er das damals noch bestehende Pfarramt in Schloß Söder. Von hier übersiedelte er 1854 nach **Hannover**.

Unter Schlabergs kluger und energischer Leitung begann eine neue Zeit für die katholische Kirche in der schnell emporwachsenden Residenzstadt. Zeugnis davon geben schon manche Neuerungen in der organisatorischen Entwicklung des kirchlichen Lebens. Genannt sei zunächst die **Gründung der ersten Niederlassung der Barmherzigen Schwestern** in Hannover. Nach Hildesheim waren 1852 die ersten Paderborner Vinzentinerinnen gekommen und hatten ihre Tätigkeit im Bernwardskrankenhaus begonnen. Nach 5 Jahren erfolgte die Trennung von Paderborn, und die Hildesheimer Vinzentinerinnen bildeten eine selbständige Kongregation. Pastor Schlaberg, der mit Aufmerksamkeit das segensreiche Arbeiten der Hildesheimer Schwestern verfolgt hatte, bestimmte seinen Kirchenvorstand, in der Andertenschen Wiese Nr. 38 ein Haus anzukaufen, um hier ein Heim für die Barmherzigen Schwestern zur Ausübung der ambulanten Krankenpflege zu schaffen. Am 15. Oktober 1862 zogen die ersten Schwestern hier ein. Fünf Jahre konnte Pastor Schlaberg sie noch betreuen. Viele Opfer hat er für dieses Heim gebracht. Als 1869 die größere Niederlassung in dem „Alten Amtshaus“ am Kreuzkirchhof als Krankenhaus entstand, weilte er schon in der Ferne, im Exil bei Wien.

Pastor Schlaberg hatte während seiner Anstellung in Duderstadt die Tätigkeit der **Ursulinen** kennengelernt. In Hannover fand er eine kleine, im Herbst 1853 ins Leben gerufene „Höhere Töcherschule“ vor. Für die Ursulinen durchaus tiefreligiöse und tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen, war alsbald Schlabergs Sinnen und Trachten. Sein Bemühen hatte Erfolg. Am 9. Oktober 1860 übernahmen zwei Ursulinen aus Hildesheim und eine aus Duderstadt die Leitung und den Unterricht in der Töcherschule wie in den Mädchenklassen der Volksschule.

Für den Konvent der Ursulinen und ihr kleines Pensionat wie für die zweiklassige Volksschule und die beiden an ihr tätigen Lehrer entstand 1864/65 an der südlichen Längsseite der Clemenskirche das große dreistöckige Haus. Hier konnte am 22. Oktober 1865 Bischof Eduard Jakob Wedekin die kleine Kapelle der Ursulinen einweihen. Als später im Oktober 1875 infolge der Kulturkampfgesetze die Ursulinen Heim und Schule verlassen mußten, ging der ihnen gehörende Gebäudeteil zunächst in das Eigentum des Bischöflichen Stuhles, später in das der Clemenskirche über. Als daher am 6. Juli 1917 die Ursulinen wieder nach Hannover zurückkehrten — es waren Mater Raphaelae, Mater Cäcilia und Mater Augustina, die jetzige Würdige Mutter der Ursulinen in Duderstadt, auch für Hildesheim und Hannover —, konnten sie hier das St.-Ursula-Lyzeum und später das Oberlyzeum aufbauen.

Für Schlabergs Weitblick und ernstes Mühen in der Seelsorge zeugt der 1862 zuerst verkündete Plan eines **zweiten Kirchenbaus** in Han-

nover. Die Zahl der Katholiken nahm rasch und erheblich zu: 1856 wurden 1800, 1860 3100 und 1866 4500 Katholiken gezählt. Und für diese über ein weites Gebiet zerstreute Zahl bestand noch immer nur die einzige, von dem Bischof von Spiga, Agostino Stefani, 1712-1718, erbaute St.-Clemens-Kirche an der Bäckerstraße zu Hannover. Bischof Eduard Jakob Wedekin wie auch das hannoversche Ministerium begrüßten und förderten Schlabergs Plan, bald eine zweite Kirche zu errichten. Der Kölner Dombaumeister Vincenz Staatz arbeitete zwei Entwürfe aus. Auf dem ehemaligen, einst der Gemeinde von Herzog Johann Friedrich geschenkten Friedhof (zwischen Hildesheimer und Meterstraße) sollte das zweite katholische Gotteshaus erstehen. Doch da kam das Jahr 1866 mit seinem häßlichen Bruderkrieg, sein Ende mit der Annexion Hannovers durch das siegreiche Preußen und — die Ausweisung Schlabergs.

Außerordentlich nachhaltig auf die Weckung religiösen Lebens in ganz Deutschland wirkte sich die erste Konferenz der deutschen Bischöfe, die im Herbst 1848 in Würzburg tagte, aus. Sie gab einen „mächtigen Anstoß zu neuer Bewegung im kirchlichen Leben“, vor allem durch das nun entstehende katholische **Vereinswesen**. Auch im Bistum Hildesheim entstanden bald, nicht zuletzt angeregt durch den Bischof Eduard Jakob Wedekin und durch ihn gefördert, die verschiedensten katholischen Vereinigungen. In Hannover werden als die ersten der Vincenz- und der katholische Gesellenverein begründet. In beiden sind Pastor Schlaberg und seine Kapläne überaus rege tätig gewesen.

Der Weckung und Erneuerung des religiösen Lebens sollten nach der Würzburger Bischofskonferenz vor allem auch die **Volksmissionen** dienen. Pastor Schlaberg, der selbst bei den Jesuiten in der Schweiz als Missionar gewirkt hatte, gewann leicht den als überaus tüchtigen Prediger bekannten Jesuitenpater Roh für die erste große Volksmission in Hannover im Jahre 1860. Vielfach wurden die Predigten des Pater Roh von Andersgläubigen und auch von der Königsfamilie besucht. Von Zuhörern niedergeschriebene Skizzen dieser kraftvollen Predigten über die Grundirrtümer der Zeit sind noch Jahrzehnte später immer wieder im Druck verbreitet.

Die hier kurz erwähnten Vorgänge aus der Zeit der zwölfjährigen Tätigkeit Schlabergs in der Clemengemeinde Hannovers lassen mit Recht den ernstesten Eifer erkennen, mit dem Schlaberg alle seine Pflichten als Seelsorger in Kirche und Schule, auf der Kanzel und am Krankenbett, in Seelsorgebesuchen und im öffentlichen Leben Hannovers rastlos zu erfüllen bestrebt war.

Schlabergs Landesverweisung

Pastor Schlabergs Wirken fand ein plötzliches Ende nach Schluß des Krieges 1866. Am 12. Juli 1867 wurde er von der neuen preußischen Regierung des Landes verwiesen unter Androhung sofortiger Verhaftung und Abführung nach der Festung Minden, wenn er nicht binnen 48 Stunden Hannover verlassen habe. So ging er dann am Sonntag, dem 14. Juli 1867, ins Exil, aus dem er nicht mehr lebend zurückkehrte.

Wie kam es zu dieser Ausweisung durch die preußische Regierung? Er hat selbst in „Tagebuchblättern“ eine Darstellung der Gründe, die zu dieser Katastrophe führten, uns hinterlassen. Seine Worte sind oft scharf und verbittert, nicht selten schroff sarkastisch, einseitig partiell und rechthaberisch und bedürfen manchmal der Ergänzung und Richtigstellung nach den amtlichen Akten. Auf letztere wollen wir daher die gebotene Rücksicht nehmen, wenngleich sich die nachfolgende Schilderung zumeist an die persönliche Darstellung Schlabergs anschließt.

Schlabergs Predigt am 7. Oktober 1866

Am 20. September 1866 war das Gesetz über die Vereinigung des Königreichs Hannover mit der preußischen Monarchie angenommen. Durch Patent vom 3. Oktober nahm König Wilhelm förmlich Besitz vom Lande. Am 8. Oktober wurde das Patent im Residenzschloß zu Hannover durch den Grafen Waldersee in feierlicher Versammlung verlesen — in den Augen Schlabergs eine „Hinrichtung des Vaterlandes“ —, in der Versammlung brachte der General-Gouverneur von Voegts-Rhetz das Hoch auf den König aus; die Glocken der Stadt läuteten, die Kanonen auf dem Waterlooplatz donnerten ihren Salut.

Auch die Glocken von St. Clemens läuteten. In letzter Minute, nach hartem Widerstreben, hatte Schlaberg dazu seine Zustimmung gegeben, als er in der Nacht zuvor von einem hohen Beamten aufgesucht und darum gebeten war mit der Erklärung, seine (des Besuchers) Existenz sei gefährdet, wenn die Glocken nicht läuten würden. Im Hauptgottesdienst hielt Schlaberg die Predigt, die er auf Wunsch gleich nach dem Gottesdienst niederschrieb und die noch am gleichen Tage in dritter Auflage, bald darauf in 7. Auflage, erschien; die 8., in Wien gedruckte, wurde polizeilich unterdrückt. Die Predigt, anknüpfend an das Evangelium des 20. Sonntags nach Pfingsten, ist als „ein Abschiedswort an das Vaterland“ von Schlaberg bezeichnet. Wir können sie nicht vollständig wiedergeben und zitieren nur einige der kritischen Wendungen, so heißt es:

„... Gestern war sein (des Vaterlandes) Sterbetag; gestern verkündeten unsere Glocken sein für uns so jammervolles Ende. Gestern stieg ein tausendjähriges Reich in die Gruft hinab; gestern wurde unser Vaterland begraben... Wir sind besiegt — aber nicht überwunden... wir haben unendlich viel verloren; aber wir haben unsere ganze Ehre noch; und wer die Ehre hat, ist reicher als ein ehrloser König. Wir müssen uns zwar dem Verhängnis fügen, aber nicht wie niedrige Sklaven, sondern wie Männer, die sich den Mut und die Hoffnung nicht rauben lassen, wie Christen, die an eine Auferstehung glauben. Kannst Du (König Georg V.) nicht mehr in Deinem Lande weilen, ein Plätzchen mußte man Dir lassen, das man nicht annectieren konnte, da sollst Du wohnen: in unseren Herzen.“

Mit einer solchen Predigt war, wie Schlaberg mit Recht später schreibt, „der Würfel gefallen, mein Los entschieden“.

Unmöglich konnte die neue Regierung solche, öffentlich auf der Kanzel gemachten, im Druck veröffentlichten Äußerungen stillschweigend übersehen. Das Berliner Ministerium wandte sich an den Bischof von Hildesheim mit dem Auftrage, gegen Schlaberg „wegen eines mit den Pflichten gegen die von Gott geordnete Obrigkeit nicht zu vereinbarenden Benehmens“ eine Disziplinaruntersuchung einzuleiten. Infolgedessen berief der Bischof Schlaberg am 12. Dezember zu sich. Doch die Besprechung verlief ergebnislos. Schlaberg, der „die von Gott angeordnete Obrigkeit“ unterschied von der, „die augenblicklich mit blutiger Hand die Zügel an sich gerissen“, lehnte jeden Widerruf wie jede irgendwie die in der Predigt gemachten Ausführungen mildernde oder entschuldigende Erklärungen, wie sie ihm vorgelegt wurden, mit „Ent-rüstung“ ab. Einige Täter später, am 22. Dezember, sandte er dem Bischof eine selbstverfaßte Erklärung zu, in der er am Schluß versichert, daß er sich „der bestehenden Ordnung und dem Gesetze, wie früher, so auch fernerhin, aus Gewissenspflicht unterwerfe und an keinerlei Umtrieben gegen die jetzige Regierung beteiligen werde“. Diese Erklärung wurde im Original sofort vom Bischof an die Regierung weitergeleitet, ist aber, wie Schlaberg später schreibt, „nicht in die Hände des preußischen Landpflegers gelangt“.

Der Bischof hatte aus der Unterredung mit Schlaberg zur Genüge die Überzeugung gewonnen, daß dieser bei seiner hartnäckigen Weigerung einer Zurücknahme seiner anstößigen Äußerungen auf die Dauer nicht in seinem Amt als Pfarrer der Clemenskirche zu halten sein werde. Er hatte ihm daher nahegelegt, sich um eine Stellung im Ausland zu bemühen. Schlaberg, zu fest von seinem „Recht“ überzeugt, lehnte auch diesen Rat bestimmt ab.

Am 6. April 1867 fragte das General-Gouvernement beim Bischof nach dem Ergebnis des im November 1866 geforderten Disziplinarverfahrens gegen Schlaberg an. Der Bischof konnte am 8. April antworten, daß er bereits am 27. Dezember 1866 die fraglichen Schriftsätze der Regierung zugesandt habe.

Schlabergs Reise nach Wien

Zum 28. März 1867 war Schlaberg zur Ableistung des von allen Geistlichen geforderten Huldigungseides nach Hildesheim geladen. Doch wenige Tage vor dem Termin wurde Schlaberg durch den dringenden Wunsch der Familie von Solms-Braunfels, die mit der Königsfamilie von Hannover nach Penzing bei Wien verzogen war, veranlaßt, nach Wien zu reisen, um die Prinzessin-Mutter, die in Hannover Schlabergs Pfarrkind gewesen, wegen des Todes des Prinzen Bernhard zu trösten. Schlaberg erbat sich und erhielt von der bischöflichen Behörde Urlaub und Verschiebung des Termins für die Eidesleistung und reiste nach Wien. Bei dem Besuch der trauernden Mutter ging Schlaberg nicht vorüber an dem hier im Exil weilenden König Georg V., aber „ohne irgend politische Fragen zu erörtern, irgendwelche Informationen zu erbitten oder Aufträge entgegenzunehmen.“ Das ist stets die spätere Erklärung über seine Reise nach Wien. Doch wurden der Reise alsbald in der Öffentlichkeit, besonders in gegnerischen Kreisen, „welfische Umtriebe“ unterschoben.

Schlabergs Eidesverweigerung

Am 6. Oktober 1866 hatte König Georg von Hannover in Rücksicht auf die politische Lage seine Untertanen von den ihm geleisteten Huldigungseid entbunden, wenn dieser mit den im neuen Huldigungseid geforderten Verpflichtungen gegen den König von Preußen in Widerstreit treten würde.

Der Bischof von Hildesheim holte sich, als die neue Huldigungsformel bekannt geworden, Rechtsgutachten ein, ob sein Klerus mit gutem Gewissen den geforderten Eid leisten konnte. Als diese Gutachten durchaus bejahend lauteten, leisteten Bischof wie Klerus ohne Bedenken den Eid.

Schlaberg dagegen faßte die Erklärung des Königs Georg V. so eng auf, daß es ihm, wie er schreibt, nicht gelingen wollte, den von der preußischen Regierung vorgelegten Eid zu schwören. Seine Erwägungen geboten ihm ein entschiedenes „Nein“; wenn andere anders dächten, wolle er keinen Stein auf sie werfen.

So folgte er der Aufforderung zur Ablegung des Eides und erschien in Hildesheim vor der behördlichen Kommission. Er „wankt“, wie er berichtet, „die Stufen zum Sitzungszimmer hinan“; er ist sich bewußt, daß er seine Existenz, vielleicht auch seine Freiheit aufs Spiel setzt. Es wird ihm die Eidesformel vorgelesen, und er wird aufgefordert, den Eid zu leisten. „Zitternd, aber laut“ rief er: „Ich protestiere.“ Er bittet, die Gründe seiner Eidesverweigerung mit ins Protokoll aufzunehmen. Dieses wird unter Hinweis auf die behördliche Anweisung abgelehnt. Es wurde ihm empfohlen, seine Weigerungsgründe in einem Begleitschreiben niederzulegen. Das lehnte er ab. Man hielt ihm vor, daß doch der Bischof und der gesamte Klerus den Eid geleistet hätten. Er erwiderte, die Eidesleistung sei eine höchst persönliche Angelegenheit; nicht über das, was der Bischof und sein Klerus, sondern was er selbst tue, hätte er einst vor Gott Rechenschaft abzulegen.

Er kehrte nach Hannover zurück „in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten“. Und sie kamen bald. „Unheimliche Gestalten mit Argusaugen“, so schreibt er, verfolgten ihn auf Schritt und Tritt. Es wurden die überwacht, die zu ihm kamen, wie auch die, zu denen er ging. Am 27. Mai, am Geburtstag des Königs Georg, „glaubten die Schweißhunde, die Fährte des Wildes entdeckt zu haben“.

Der Demonstrationszug der Schuljugend

Als an diesem Morgen Schlberg in seinem nördlich der Kirche gelegenen (1892 abgebrochenen) Pfarrhause aus dem Archivschränke eine Akte holte, bemerkte er, daß die Schuljugend auf dem freien Platze vor der Kirche, mit Blumen geschmückt, in Reihe und Glied marschierte, und hörte, daß sie die Nationalhymne sang. Sofort erkannte Schlberg das Gefährliche dieser Ovation. Ängstlich erwartete er den schon vorher in anderer Angelegenheit bestellten Hauptlehrer, der nun erschien und ihm erklärte, bereits das Treiben der Kinder verboten zu haben. Noch standen sie, sich unterhaltend, da kam die Kunde, daß ein Polizeidiener in den Pfarrhof käme. Und schon erschien dieser, und da er Pastor und Lehrer am Fenster stehend fand, war es diesem „klar“, daß beide die „staatsgefährliche Demonstration der Kinder gebilligt und gefördert hätten“.

Die Katastrophe

Beide, Schlberg und der Lehrer, wurden auf das Polizeiamt beschieden und getrennt vernommen. Schlberg wurde hart angefahren, als er den Sachverhalt schildern wollte, und in einer Schreibstube in Ge-

wahrsam drei Stunden festgehalten; dann wieder zum Polizeidirektor geführt, der ihm das Urteil des Gouverneurs bekanntgab: er sei bis auf weiteres von allen seinen geistlichen Funktionen suspendiert bei sofortiger Arretierung und Abführung nach Minden.

Schlaberg protestierte gegen die „Gewaltmaßregel“ und trat, „mit dem polizeilichen Interdikt beladen“, den Heimweg an.

Am folgenden Tage wurde er wieder zum Verhör geladen. „Das scheint so jetzt Sitte zu sein“, bemerkt er; „erst das Urteil, dann das Verhör; erst die Strafe, dann die Feststellung des schon gestraften Vergehens.“

Er wurde freundlich empfangen, zu Protokoll vernommen und mit den Worten entlassen, die Entscheidung des Gouverneurs werde in Kürze erfolgen.

Da Schlaberg diese innerhalb von drei Tagen nicht erhalten, berichtete er am 30. Mai über seine „Suspension“ an den Bischof. Er enthielt sich in diesen Tagen jeder geistlichen Funktion, auch der Celebration der stillen hl. Messe, um nicht der Regierung „den erwünschten Grund zu einer Beförderung nach der schönen Weserstadt Minden zu bieten“. „Als ich“, berichtet er, „am Morgen nach dem Verhör die Kirche betrat, knieten am Eingang zwei Gendarmen, scheinbar in Andacht versunken, doch sie wurden des Trostes beraubt, meine hl. Messe anhören zu können; ich las keine, sondern wohnte der eines Kaplans bei und kommunizierte wie ein Laie.“

Am 31. Mai richtete der Bischof an das Generalgouvernement die Anfrage, was zu der von Schlaberg ihm mitgeteilten Maßregel Veranlassung gegeben habe.

Mit diesem Schreiben kreuzte sich ein Schreiben des General-Gouverneurs vom gleichen Tage, in dem dieser anzeigte, „er habe die Amtssuspension auf Grund der Order vom 3. 12. 1866 ausgesprochen, weil er bei dem Benehmen Schlabergs am 27. Mai eine fernere Amtstätigkeit nicht habe gestatten können; überdies gebe die Eidesverweigerung schon allein Anlaß zu einer Entfernung aus dem Dienste der Kirche in der Provinz Hannover.“

So war die Lage des Bischofs überaus schwierig. Völlig aussichtslos war es ohne Zweifel, nochmals den Versuch zu machen, gegenüber der bündigen Erklärung der Regierung sich für Schlaberg einzusetzen und die Regierung zur Zurücknahme ihrer Entscheidung bestimmen zu wollen. Völlig aussichtslos auch, Pastor Schlaberg zu einer Änderung seiner Auffassung, zur Eidesleistung veranlassen zu wollen. Konnte er als Oberhirt die ganze Sache „laufen lassen“, wo es sich um die Seel-

sorge für die ganze Gemeinde in Hannover, die damals in der Militärgemeinde 2800 und in der Zivilgemeinde rund 6000 Seelen zählte, handelte?

So fiel die unausbleibliche Entscheidung, die am 4. Juni Pastor Schlagerberg mitgeteilt wurde: die Anordnung einer Administration der Pfarrstelle zunächst durch Kaplan Bettels, dann durch Pastor Franz Albrecht, damals Pfarrer in Einum.

Am 7. Juni schrieb der Bischof an den General-Gouverneur: eine „Amtssuspension“ katholischer Geistlicher durch die Staatsgewalt widerspräche den Grundsätzen der Kirche; das ausgesprochene Verbot von Amtshandlungen könne nur als „Präventivmaßregel“ zum Schutze staatlicher Ordnung ohne kirchliche Konsequenzen angesehen werden“; es sei inzwischen eine Stellvertretung für Pastor Schlagerberg angeordnet.

Deputationen aus der Clemensgemeinde erschienen in Hildesheim und baten den Bischof, Pastor Schlagerberg „der weltlichen Macht gegenüber nicht ohne Schutz zu lassen, vielmehr mit der ganzen Autorität des bischöflichen Stuhles dahin zu wirken, daß Pastor Schlagerberg der katholischen Gemeinde erhalten bleibe“. — Als ob der Bischof nicht schon alles getan hätte, Pastor Schlagerberg für Hannover zu halten!

Drei Schreiben der Regierung — das des General-Gouverneurs vom 11. Juni, das des Berliner Ministeriums vom 15. Juni und das des General-Gouverneurs vom 20. Juni — erklärten aufs neue, daß „jede kirchliche Tätigkeit Schlagerbergs in Preußen unmöglich“ und eine baldige Entfernung Schlagerbergs aus seiner amtlichen Stellung im staatlichen wie im kirchlichen Interesse dringend erwünscht werde. Das letzte Schreiben erklärte sogar, dem Pastor Schlagerberg, dessen Aufenthalt in der Provinz Hannover als der öffentlichen Ordnung des Staates gefährlich erachtet werde, aufzugeben, „das Gebiet Hannovers zu verlassen“.

Infolge dieses Schreibens traf der Bischof weitere Bestimmungen über die Pfarradministration und empfahl dem Pastor Schlagerberg aufs neue, seinen Wohnsitz ins Ausland zu verlegen.

Bitter schmerzlich empfand Schlagerberg diese bischöflichen Anordnungen. Aber er verkannte doch die ganze Sachlage und urteilte verletzend und ungerecht, wenn er von einem „Keulenschlag“ redet, mit dem „die wuchtige Faust des Bischofs im Auftrage des preußischen Landpflegers mit einem Male seine ganze Existenz zertrümmerte“. Er überdachte nicht, daß alles die natürliche Folge seiner eigenwilligen Entscheidung bei der Eidesverweigerung, seiner persönlichen unbeug-samen Auffassung von der Treue gegen das Königshaus sein mußte;

er übersah, daß der Bischof, wenn Schlabergs Amtsführung unter völlig veränderten politischen Verhältnissen unmöglich geworden, für eine anderweitige ausreichende seelsorgerliche Betreuung der Gemeinde von über 8000 Seelen und inmitten einer noch wachsenden Hauptstadt mit allen möglichen staatlichen und städtischen Behörden und Ämtern Sorge tragen mußte.

Schlberg reiste sogleich nach Erhalt des bischöflichen Schreibens nach Wien, besuchte den verbannten König, besuchte den Kardinal-Erzbischof von Wien, der ihm nicht sogleich eine Stelle verleihen konnte. Er kehrte nach Hannover heim, hier den Ruf des Kardinals zur Übernahme einer Seelsorgestelle abzuwarten.

Die Ausweisung und der Abschied

Kaum hatte er hier am 12. Juli die Schwelle seiner Wohnung wieder betreten, wurde er auf nachmittags 3 Uhr auf die Polizeidirektion bestellt. Hier wurde ihm verkündigt, daß er binnen zweimal 24 Stunden Stadt und Provinz Hannover zu verlassen habe, widrigenfalls er nach Minden abgeführt würde. Schlberg fragte nach dem Grunde der Ausweisung; der Beamte „zuckte leicht mit den Achseln, wies mit dem Zeigefinger auf die Schwarzwälder Uhr, die mit dem Königreich zugleich annektiert war, und sprach in feierlich gewichtigem Tone: ‚Sonntag nachmittag drei Uhr müssen Sie Stadt und Provinz Hannover verlassen haben; widrigenfalls . . .‘“ Schlberg unterzeichnete das vorgelegte Protokoll „unter feierlichem Protest gegen die rohe Gewalt“. —

Schlberg machte sich reisefertig. Sonntag nachmittag fuhr er zum Bahnhof, „wo viele Polizeidiener mit und ohne Uniform sich auf- und abbewegten. Am Wagenschlag hatte sich der aufgestellt, den ich gerne meinen linken Engel nennen möchte, wenn er für einen Engel überhaupt nicht zu feist gewesen wäre. Aber wie ein böser Geist war er mir überall gefolgt . . . Es schlug drei Uhr . . . das Dampfroß wieherte; noch einen Abschiedsblick dem Schutz-Engel oder -Manne am Wagenschlag und seinen liebenswürdigen Konsorten, und ich schied von Hannover, meiner zweiten Vaterstadt. Es war Sonntag, der 14. Juli, . . . Mittwoch, den 17. Juli, traf ich in Wien ein . . .“

Exil und Tod

Zu all den „Vergewaltigungen“ zu schweigen, lag nicht in der Natur Schlbergs. In sehr ausführlichen, einseitig scharfen, freimütigen, oft unsachlichen Eingaben an Regierung und Bischof kämpfte er für sein „Recht“ — für das Recht der Rückkehr in seine Heimat und die Tätig-

keit in seiner Pfarrgemeinde. Doch bei dem unausgleichbaren Gegensatz zwischen den Anschauungen und Forderungen der neuen Staatsgewalt und der Einstellung Schlabergs mußte ein Erfolg ausbleiben. Selbst eine Klage, die Schlaberg in Rom gegen den Bischof Eduard Jakob erhob, konnte ihm nichts nützen.

So blieb Schlaberg im Exil, war zuerst Hilfsgeistlicher in Ober-St.-Veit, dann Direktor des Rettungshauses in Unter-St.-Veit bei Wien. Hier wirkte er überaus segensreich bis zu seinem Tode, der ihn früh, im 57. Lebensjahre, nach fünfwöchigem Krankenlager an Typhus am 3. März 1873 ereilte. Dank der Munifizenz des Königs Georg V. wurde er in heimatlicher Erde bestattet. Freitag, den 7. März, wurde der Sarg in Wien zur Überführung nach Hannover übergeben; Sonntag, den 9. März, gegen Abend erfolgte die Aufbahrung in der St.-Clemens-Kirche im Schiff der Kirche vor dem Chore. Am Montag, dem 11. März, hielt der derzeitige Pfarrverweser, später sein Nachfolger, Pastor Franz Albrecht († 1882), in der überfüllten Kirche das feierliche Requiem und darauf auf dem Friedhof an der Strangriede die Leichenrede auf den Toten, der vor fast sechs Jahren mit so schwerem Herzen seine Gemeinde hatte verlassen müssen. Daß er die Liebe und Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder nicht verloren, bezeugte die Bestattungsfeier, bezeugte das Grabkreuz, das auf der Rückseite die Inschrift trug: „Dem Andenken ihres langjährigen treuen, für Recht und Wahrheit kämpfenden Seelsorgers widmet dies Denkmal die dankbare katholische St.-Clemens-Gemeinde zu Hannover.“

Noch bis etwa 1935 trug der Kirchenvorstand der St.-Clemens-Gemeinde treu die Sorge für die Pflege der Grabstätte. —

Seit dem 26. November 1946 ruht an derselben Stelle auf dem Strangrieder Friedhof in Hannover der am 21. 11. 1946 in Dingelbe verstorbene Päpstl. Hausprälat Dr. theol. et phil. Wilhelm Maxen, der um das religiöse Leben in Hannover hochverdiente ehemalige Pfarrer der Mariengemeinde, dem Pastor Schlaberg gleich an Seelsorgeeifer, gleich auch an Treue gegen das ehemalige Königshaus.

Pastor Maxens letzte Fahrt

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Am Feste Mariä Opferung, dem 21. November 1946, verstarb im Schwesternhaus zu Dingelbe einer der bedeutendsten Seelsorger unserer Zeit, Pastor Dr. Wilhelm Maxen, Domkapitular, Päpstl. Hausprälat und ehemaliger Abgeordneter des Reichstags und des Preußischen Landtags, der aber in seiner echt niedersächsischen Schlichtheit und Demut auf alle Titel keinen Wert legte und bis zu seinem seligen Sterben von all seinen Gläubigen und Bekannten immer nur „Pastor Maxen“ genannt wurde und sich selber auch nur so benannte. Am 26. November 1946 wurde Pastor Maxen auf dem Friedhof „An der Strangriede“ in Hannover, im Pfarrbezirk der St.-Marien-Gemeinde, in der er jahrelang gewirkt hatte, zur letzten Ruhe bestattet. Selten hat die Großstadt Hannover eine derartige Teilnahme bei einer Bestattung erlebt, kaum je einen solch imposanten Trauerzug gesehen wie an diesem Tage. Das Totengedächtnis fand in der unzerstörten, vollständig überfüllten St.-Elisabeth-Kirche statt. Rund dreißig Banner und Fahnen umstanden den Sarg am Altar. Von St. Elisabeth zog der riesenlange Trauerzug, dem vor allem die großen Scharen von Männern und Jungmännern aus allen Schichten der Bevölkerung das Gepräge gaben, in einem eineinhalbstündigen Weg durch die Straßen der Stadt, vorbei an all den Trümmern zerstörter Herrlichkeit. Vor dem von vier Pferden gezogenen Totenwagen mit dem schlichten Eichensarg schritt die große Schar der Priester. Dem Sarge folgte, unmittelbar nach den Angehörigen, die stattliche Zahl der Barmherzigen Schwestern. Ohne die geringste Störung zog der Leichenzug seines Weges an der verwüsteten Marienkirche vorbei zum Friedhof.

Das Levitenrequiem und die Beerdigung hielt der ehemalige Schüler des Verstorbenen, Generalvikar Dr. Offenstein, unter Assistenz von Propst Ludewig, dem Pfarrer von St. Elisabeth, und dem Pfarrer Henning von St. Marien. In der Gedenkrede zeichnete ich, auf Wunsch der Freunde des Verstorbenen, sein Leben, seine Persönlichkeit und sein reiches Wirken. Fast 6 Jahre (1920-1926) hatte ich das Glück gehabt,

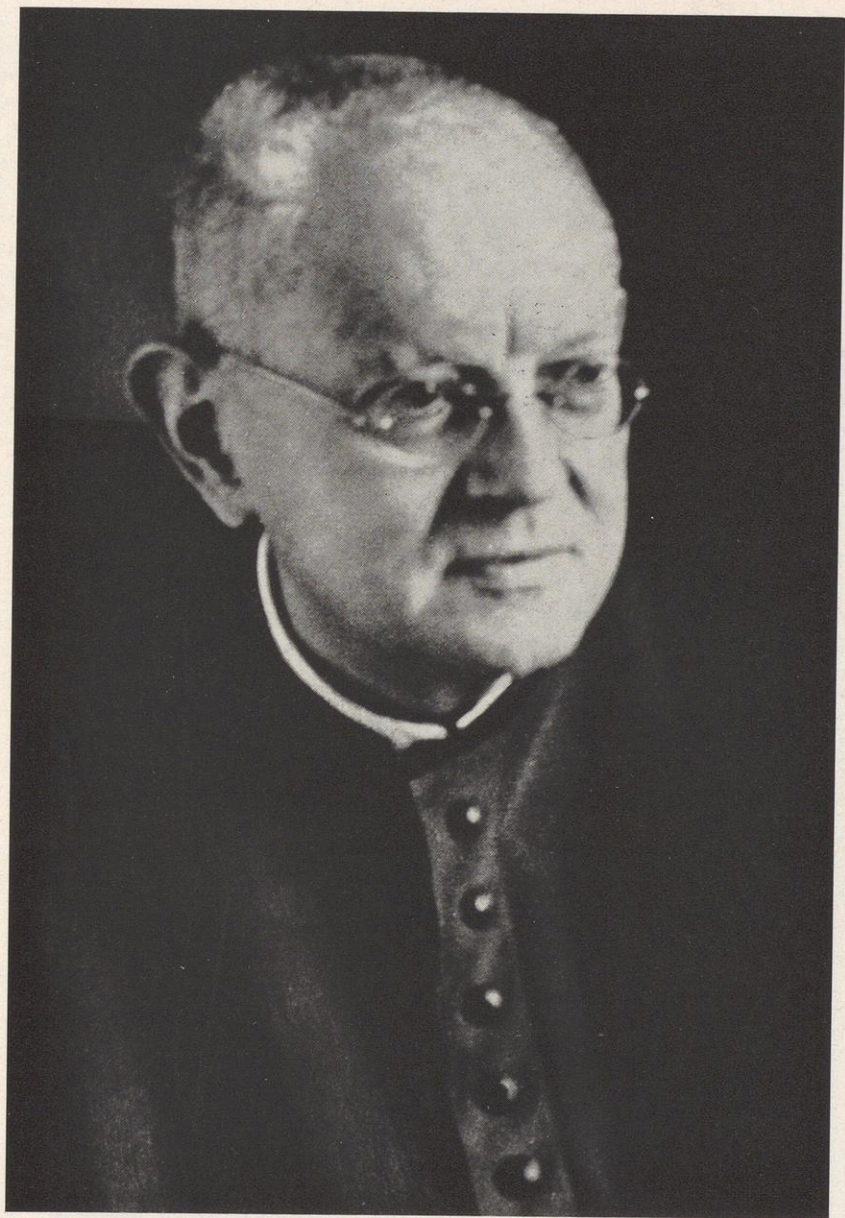


Guthe Nacht der gute im Auge,
Aufes wird es dann ankommen.
Hannover & Lüneburg. Windthorst
1855

Dieses Bild Windthorsts mit seiner eigenhändigen Unterschrift befindet sich im Besitz des 1. Vorsitzenden unseres Vereins



Das Grabmal des
Presbyter Bruno
an der südlichen
Chorwand des
Hildesheimer
Domes († 1194)



Pastor Wilhelm Maxen von St. Marien in Hannover
(geb. 30. 7. 1867, gest. 21. 11. 1946)



Die erste Haus- und Kapellenmission in Deutschland. Untere Reihe: Mitte Pastor Maxen. Rechts und links die vier Missionare aus dem Redemptoristenorden. Obere Reihe: von links die Kapläne Algermissen, Rudolph, Marheineke

als junger Kaplan dem Verstorbenen in seiner zeitnahen, klugen Seelsorgearbeit zur Seite zu stehen und viel von ihm zu lernen. Weitere Kapläne jener Zeit an St. Marien waren der spätere Pfarrer und Geistliche Rat Friedrich Rudolph, z. Z. im Ruhestande in Bilshausen, und der jetzige Dechant von Göttingen, Ehrendomherr Robert Marheineke. In vollster Eintracht haben wir Kapläne mit Pastor Maxen zusammengearbeitet, mit Fleiß, in seinem Geiste und reichem Humor, für den unser Pastor so viel Sinn und Verständnis hatte. Mit Freude und in Dankbarkeit gedenke ich heute der erwähnten Mitbrüder, die sich keine Mühe in ihrer seelsorglichen Arbeit verdrießen ließen und treu und unentwegt an ihrem guten Pastor Maxen hingen. Streit oder Unfrieden hat es in all den Jahren nie unter uns gegeben, wäre auch in dem Hause, in welchem Pastor Maxen im Mittelpunkt stand, undenkbar gewesen.

Zum Vorspruch meiner Gedenkrede bei der Beerdigung Maxens wählte ich das Wort des Völkerapostels: „Unser Auftreten unter euch war von Liebe erfüllt, wie eine Mutter ihre Kinder hegt und pflegt. Jeden einzelnen von euch haben wir, wie ein Vater seine Kinder, ermahnt und ermutigt“ (1. Thess 2, 7 und 11). Dann fuhr ich fort: „Wenn ein eingebildeter Herrenmensch diese Erde verläßt, folgen ihm die Flüche der Gekränkten und Beleidigten in die Ewigkeit nach und das befreite Aufatmen all der Überlebenden, die unter seiner Liebelosigkeit, seiner Eitelkeit, seinem Strebertum litten. Wenn aber eine liebeerfüllte, Sonnenschein und Freude ausströmende Franziskusseele von uns scheidet, dann begleiten sie unsere Gebete, unsere dankerfüllten Erinnerungen wie lichte Engel zum Throne Gottes.“

An den Trümmern unseres zerstörten Hildesheimer Domes, nahe beim Tausendjährigen Rosenstock, steht an der Südseite der Chorwand noch heute unversehrt an seiner alten Stelle das Grabdenkmal eines Hildesheimer Priesters, der im 12. Jahrhundert eine Zierde unseres Bistums war, so wie Pastor Maxen im 20. Jahrhundert. Es war der Presbyter Bruno, der im Jahre 1194 starb. Auf dem unteren Teil dieses Grabsteins sehen wir diesen edlen Priester Bruno, in Sandstein dargestellt. Noch im Tode strahlt sein Gesicht — selbst im harten Sandstein kommt es deutlich zum Ausdruck — den Frieden und die Freude, die überströmende Liebe und Güte seiner Seele wider. Zu Füßen der Leiche knien und hocken betend und trauernd zwei Kranke. Zwei Krüppel haben sich an den Armen des Toten festgeklammert und wollen ihn nicht von sich lassen. Zwei Diakone sind sorgend um den Leichnam bemüht. Über dieser Szene schweben zwei Engel und tragen die Seele des Verstorbenen empor zu Christus, der sie oben auf dem Bilde erwartet und ihr die Worte zuruft: „Venite, benedicti Patris

mei!" „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters!" Die Hl. Schrift fährt fort: „Besitzet das Reich; denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt 25, 34 ff.).

750 Jahre sind seit dem Tode jenes Presbyters Bruno verschwunden; und wir stehen im Begriffe, die sterblichen Überreste eines gleich edlen Priesters unserer Hildesheimer Diözese aus unseren Tagen zur letzten Ruhe in die Erde zu senken. Diakone und Priester sind, wie dort auf dem alten Grabmal, an der Bestattung des Toten beteiligt. Und wir Leidenden und Betrübten und Zerschlagenen alle klammern uns im Geiste an den Dahingeshiedenen und möchten ihn, trotz seines langen Lebens, nicht aus unserer Mitte lassen. Trauernd und betend knien und sitzen wir hier im Gotteshaus zu Füßen dieses edlen verstorbenen Priesters und denken darüber nach, was er uns und unserer Stadt, unserer Diözese und der Kirche Gottes war.

Wenn wir die äußeren Lebensdaten unseres lieben Pastors Maxen — unter diesem Titel: als Pastor, als Pastor bonus, als Hirt, als guter Hirt, nicht als Abgeordneter oder Domherr oder Prälat, wird er immer unter uns leben — ich sage: wenn wir die äußeren Daten seines Lebens betrachten, kreisen unsere Gedanken um die Städte Hildesheim, Rom, Hannover, Berlin und die Heimat seiner Ahnen, den Ort Dingelbe bei Hildesheim. Die politische Tätigkeit in Berlin war ihm keine echte Herzenssache, obwohl er viele Reisen dieserhalb machte und fleißig und klug beratend an zahlreichen Sitzungen teilnahm, um christlichen Geist und christliche Kultur zu retten.

In Hildesheim wurde Wilhelm Maxen vor fast 80 Jahren, am 30. Juli 1867, geboren. Dort sog er im Vaterhaus, in der Atmosphäre einer alten niedersächsischen Handwerkersfamilie, im Leben, Treiben und der alten, nunmehr leider vergangenen Schönheit seiner Heimatstadt, in der traditionsgesättigten Luft des alten Josephinums die Liebe zu seiner Heimat und zu den schaffenden und ringenden Menschen seiner Heimat, die Liebe zum niedersächsischen Volk und seinem deutschen Vaterland tief in seine Seele. Ein Musterschüler war er nicht. Sein sprudelnder Geist stand dem im Wege. Einige Male persolvierte er eine Gymnasialklasse doppelt: die Enge der Schulzucht lag dem regen Geist nicht. Vor dem Abitur gab er als Berufsstudium an: Medizin. Wahrscheinlich hat dann der Vater eingegriffen. So führte die tiefgründige Frömmigkeit, die Klugheit und der Ernst des echten Niedersachsen den 21jährigen, nach einem Semester philosophischer Studien in Münster, im Jahr 1888 nach Rom, um im Mittelpunkt der Christenheit, am Herzen der Kirche die Liebe zu ihr, die priesterliche Liebe zu allen Menschenseelen in seine Seele einströmen zu lassen. Dort promo-

vierte er in siebenjährigen Studien zum Doktor der Philosophie und Theologie und wurde am 28. Oktober 1894 zum Priester geweiht.

So ausgerüstet mit aller natürlichen und übernatürlichen Liebe und priesterlichen Kraft, begann der Heimgekehrte im Jahre 1895 seine Arbeit in Hannover und ist dieser Stadt treu geblieben bis zum Schluß seiner Tätigkeit. 44 Jahre lang hat er in der Großstadt Hannover gesorgt, in außergewöhnlicher Weise seelsorglich gewirkt und sich aufgezehrt in Arbeit und Liebe für alle, die ihm anvertraut waren oder sich ihm anvertrauten, besonders für die Bedrückten und Leidenden, zunächst als Kaplan an St. Marien, dann als Caritassekretär, vom Jahre 1906 ab als Pastor an St. Godehard und seit 1917 als Pastor an St. Marien, bis Gott selber ihm im Jahre 1938 infolge eines Schlaganfalls die Arbeit aus der Hand nahm.

Wenn wir die 44jährige Wirksamkeit dieses so reichen Priesterlebens mit einem Satze kennzeichnen wollen, können wir es nicht besser tun als mit Worten des hl. Paulus: „Unser Auftreten unter euch war von Liebe erfüllt, wie eine Mutter ihre Kinder hegt und pflegt. Jeden einzelnen von euch haben wir, wie ein Vater seine Kinder, ermahnt und ermutigt.“ Ja, die hingebende Liebe des Vaters, die noch opferfreudigere Liebe der Mutter war es, die das Kennzeichen der Persönlichkeit des Verstorbenen und seines seelsorglichen Wirkens bildete. Das Geheimnis seines Lebens und Schaffens war die selbstlose Liebe, die Demut Christi, die Schlichtheit und Bescheidenheit des echten Niedersachsen, dem jede Aufgeblasenheit, Wichtigtuerei und Verstellung in tiefster Seele zuwider ist.

Weil er die wahre priesterliche Liebe hatte, jene große und heilige Liebe, die Christus der Menschheit gebracht hat, besaß Pastor Maxen Ehrfurcht vor jedem Menschen. Er sah den Menschen ganz tief. Er war selber ein ganzer Mensch, menschlich wissend um der Menschen Schwächen. Sein heller, aufgeschlossener Geist erkannte die Schwächen der Menschen besser, als die meisten ahnten. Aber über seinem klugen, realen Blick stand seine Güte. Sie sah hinter den Schwächen den edlen Kern, unter dem Schmutz die kostbare Perle, die in der Tiefe so manches scheinbar verkommenen Menschenherzens verschüttet ruht. Und deshalb zog er die Menschen in einer Weise, wie ich es noch bei keinem anderen beobachtet habe, an. Mit all den kleinen und großen Schwächen und Verirrungen ihres Lebens wandten sie sich an ihn, der einfache Mann wie der Gebildete. In Scharen kamen sie zu ihm. Selten wohl hat ein Priester so viele seelsorgliche Besuche empfangen wie der Verstorbene. Und er tröstete alle diese Menschen. Er führte die abgeirrten Menschen zu Gott zurück, die von keinem ande-

ren sich mehr hätten führen lassen. Zu ihm kamen sie voll Vertrauen, weil sie wußten, daß hier ein Mensch über ihre Schwächen urteilte, der in sich selber auch nur den schwachen, erbärmlichen Menschen sah.

Weil er die Liebe Christi hatte, wirkte er befreiend wie selten ein Mensch. In seiner hingebenden Liebe war er selber ein ganz Freier. Es war nichts Verkrampfes in ihm; denn er war niemandem versklavt, weder der Ehrsucht, noch der Habsucht, noch der Genußsucht, noch irgendeiner sonstigen Selbstsucht. Er war frei vom Geiste selbstherrlichen Hochmuts und kleinlicher Eitelkeit, von Mißgunst und Neid. Er trug keinem etwas nach. Er war so frei, daß ihm das heitere Lächeln des ganz freien Menschen immer um die Lippen spielte und das leichte, frohe Scherzen des innerlich unverkrampften Menschen ihm immer auf der Zunge lag.

Weil er die Liebe hatte, gab er sich und all das Seine hin für die Menschen. Er gab oft das für ihn selber Notwendigste weg für die anderen, ohne Überlegung, ohne Bedenken, ja, selbst ohne Kritik, ohne Unterschied des religiösen oder des politischen Bekenntnisses. Er sah auch nicht auf die Würdigkeit des Empfängers, sondern nur auf seine Not. Man hat ihm dieses kritiklose Wegschenken dessen, was er hatte, manchmal übelgenommen. Aber bedurfte unsere lieblose und hart-herzige Zeit nicht eines solchen Beispiels der sich restlos ausströmender Liebe? Bedarf sie dessen nicht, sowohl zum Vorbild wie zur Sühne? Und wirkt nicht ein einziger solcher Mensch mehr für Christus und sein Reich als hundert kühle, von ihrem eigenen, oft so dürftigen, Können selbstüberzeugte Redner, mögen sie nach außen noch so tadellos und vornehm erscheinen?

Das war immer das letzte Ziel bei all seinem liebenden Schenken und Verschenken, das letzte Ziel auch bei seinem heiteren Scherzen und Lachen: die Menschen für Christus, die Seelen für Gott zu gewinnen. Da saßen sie draußen auf der Bank vor der Tür seines Arbeitszimmers in St. Marien in langer Reihe, die Armen und Dürftigen, die Zerschlagenen und Zertretenen, die Zweifelnden und Suchenden. Und er sprach zu der armen Mutter von der Güte Gottes und der Liebe Christi. Aber ehe er sprach, half er immer erst, ohne Worte, mit schenkenden Händen, damit sie an die Güte Gottes, an die Liebe Christi auch tatsächlich glaubten. Er mahnte und ermahnte auch; aber das kam alles wie so nebenbei und wirkte deshalb um so stärker. Vor allem ermutigte er die Schwachen und gab ihnen Kraft und Trost. So trieb er jahraus, jahrein seine ganz individuelle Seelsorge, bei den zahlreichen Besuchen, die er empfing, bei den noch zahlreicheren, die er machte. Er war in seiner seelsorglichen Liebe erfinderisch. Immer

Neues dachte er aus, immer neue Mittel, die Menschen zu Gott zu führen und ihnen Sonnenschein ins Herz zu senken. Vieles, was heute geübt wird, geht auf ihn als Urheber zurück. Welch eine unendliche Fülle seelsorglicher, fürsorglicher, caritativer Kleinarbeit im Beichtstuhl und auf der Kanzel, in Haus- und Krankenbesuchen, in Schulen und Vereinen liegt aufgespeichert in den 44 Jahren dieses reichen Priesterlebens!

Und doch war das alles nur ein Bruchteil seines unermüdlichen seelsorglichen Wirkens. Der Verstorbene war als Seelsorger groß im Kleinen. Er war auch groß im Großen. Es war das erste Jahrzehnt nach Beendigung des Kulturkampfes, als er 1895 seine Tätigkeit in Hannover begann. Drei neue Kirchen waren zwischen 1890-1895 entstanden: St. Marien, St. Bernward und St. Elisabeth. Der äußeren Aufteilung mußte der Ausbau des inneren Lebens in religiöser, caritativer und sozialer Hinsicht folgen. Maxen zeigte sich für alle die großen Zeitaufgaben aufgeschlossen wie kein anderer. Er wurde zur Seele der seelsorglichen Arbeit in der Stadt Hannover.

Eine seiner ersten Gründungen war die „**Hannoversche Volkszeitung**“. Er war ihr erster Schriftleiter. Er blieb auch später ihr geistiger Leiter.

Er war der Begründer des „**Volksverein für das katholische Deutschland**“ in Hannover. Als Hüter des Grabes Windthorst's widmete er diesem Verein stets seine besondere Liebe. Ihm war der Riesenerfolg zu verdanken, daß auf der Gründungsversammlung im November 1898: 800 katholische Männer der Stadt Hannover dem Volksverein beitraten. Landauf und landab reiste er und hielt soziale Schulung im Geiste Leos XIII. Im Rahmen der Volksvereinsarbeit schuf er die sozialen Unterrichtskurse für die verschiedenen Stände und Berufe. Zahlreiche Arbeiter- und Gewerkschaftssekretäre wurden durch ihn ausgebildet. Er errichtete im Gesellenhaus ein **Volksbüro** und gab persönlichen Rat und Auskunft in wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Fragen.

Die Liebe des Herzens, die Not der Zeit drängten ihn über die sozialen Aufgaben hinaus immer wieder zur helfenden **Caritas** und betreuenden **Fürsorge**. Die hannoversche Bahnhofsmission, der Fürsorgeverein, das Caritassekretariat verdanken ihm ihr Entstehen. Schon im Jahre 1906 regte er die Gründung des Caritasverbandes für die Diözese an. Von 1903-1906 stellte ihn sein Bischof frei für die Aufgaben und Arbeiten der Caritas und Presse.

Aber weit über den Rahmen der Diözese hinaus drängte ihn die Liebe zu Christus und der Eifer für die Seelen. Als nach dem ersten

Weltkriege die moderne Gottlosigkeit ihren ersten Angriff auf unser Volk richtete, stemmte Pastor Maxen sich der andrängenden Flut mit aller Kraft entgegen. Er betrat eine neue Kampfarena, die politische, und wirkte jahrelang als Mitglied der **Nationalversammlung**, des **Reichstags**, des preußischen **Landtags** am christlichen Aufbau des zerschlagenen Vaterlandes, nicht im Geiste des Politikers — das politische Treiben war ihm zuwider —, sondern als der christliche Staatsbürger und Volksvertreter.

Bei alledem ließ er die großen kirchlichen Aufgaben nicht aus dem Auge. Er wurde der Mitbegründer des **Winfriedbundes** für Deutschland. Er ließ die erste **Haus- und Kapellenmission** in unserer Diözese sieben Wochen lang durchführen. Er wirkte an erster Stelle mit am Zustandekommen des **großen Katholikentages in Hannover** im Jahre 1924. Er gründete die Seelsorgestationen in **Gehrden** und **Herrenhausen**. Und bei all dieser ungeheuren Arbeitslast hatte er Zeit für jeden einzelnen Menschen, für jede einzelne Not, von der er erfuhr. Er hatte Zeit zum Studium, ja, zu intensivem Studium. Die modernste Literatur fand man immer bei ihm; und sie wurde durchgearbeitet, mit Urteilen und Randbemerkungen versehen. Wie war das möglich?

Das war nur möglich, weil der Verstorbene aus den tiefsten Quellen der Gottverbundenheit schöpfte. Maxen war ein Mann des Gebetes und der Betrachtung. Wie konnte dieser Priester bei Andachten, bei religiösen Konferenzen, besonders an Kranken- und Sterbebetten laut, aus innerstem Herzen, beten, ohne Buch, ohne gelernte Formeln, packend, erschütternd, oft lange, lange Zeit! In solchen Stunden offenbarte sich die priesterliche und menschliche Tiefe seiner Seele in besonders ergreifender Weise.

Das Allertiefste seines Wesens offenbarte sich aber in den acht Jahren seines schweren Leidens. Was konnte es für diesen rastlosen Arbeiter Schwereres geben, als, gelähmt vom Schlaganfall, acht volle Jahre lang ans Zimmer gefesselt zu sein und nur mühsam die Zunge zur Sprache und die Hand zum Schreiben gebrauchen zu können. In Hannover war auch in jenen schweren Jahren sein Krankenzimmer die Stätte der Kraft und des Trostes für die Ungezählten, die Hilfe suchend zu ihm kamen.

Aber dann häufte Gott das Leid in der Seele seines treuen Dieners. Sein geliebtes Hannover, seine Heimatstadt Hildesheim wurden zerschlagen. Die Kirchen, mit denen er am meisten verwachsen war, auch seine Marienkirche, wurden verwüstet. Seine eigene Krankenwohnung wurde vernichtet, er selber unter Not und Schmerzen gerettet. Es ka-

men die letzten Jahre seines Lebens und Leidens in Dingelbe, der Heimat seiner Ahnen, unter der treuen Obhut der Schwester, die ihn acht Jahre lang wie eine Mutter pflegte und ihm, in Erfüllung ihres Ordensnamens Laetitia, durch ihre treue Sorge einen Strahl der Freude in jenen dunklen Tagen in seine immer geduldige und heitere Seele senkte.

Der Verstorbene hat die Leiden dieser Jahre bewußt aufgeopfert zur Sühne für die eigenen Schwächen und für die Sünden und die Not der Zeit. Nicht nur geduldig, sondern frohen Sinnes hat er dem Heiland das Kreuz nachgetragen. So konnte er in jenen schweren Leidensstunden auch anderen Leidenden zur Quelle des Trostes und der Kraft werden. Aber auch in diesen letzten Jahren genügte ihm das stets zunehmende Leiden allein nicht als hinreichende Sühne. Er verband mit dem Leiden das fast ununterbrochene Gebet. Jeden Tag hielt er, solange es die Körperkräfte ermöglichten, außer Betrachtung, Messe, Breviergebet und Rosenkranz eine volle Stunde Anbetung vor dem Allerheiligsten. Wenn ein Erwachsener der Gemeinde Dingelbe starb, betete er noch am gleichen Tag, neben dem Tagesbrevier, das ganze Totenoffizium für ihn und las am nächsten Morgen die hl. Messe für dessen Seelenruhe, auch wenn er sich zum Altare hintragen oder hinschleppen lassen mußte. Die Namen der sterbenden Kinder der Gemeinde nahm er mit in seine Allerheiligenlitanei auf und lehrte mit stockender, gelähmter Stimme die Kinder des Dingelber Kindergartens im Schwesternhaus, zu den verstorbenen Kindern zu beten. So sprudelte bis zuletzt seine unerschöpfliche seelsorgliche Erfindungsgabe. Auch seine helfende, opfernde Liebe verströmte sich bis zuletzt. Was er geschenkt erhielt, gab er wieder weg. Selbst die Kleidung, die er als Ausgebombter bekam, gab er weiter an einen noch bedürftigeren Priester. Also geläutert in Liebe und Arbeit, in Gebet und Leiden, gab er am Feste Mariä Opferung 1946 seine Seele zurück in die Hände des Schöpfers, nachdem er noch sein Goldenes Priesterjubiläum hatte feiern können. Auf seinen besonderen Wunsch habe ich damals meinem guten ehemaligen Pastor die Festpredigt in der Kirche von Dingelbe gehalten.

Dann trat an mich die schwere Aufgabe heran, auf besonderen Wunsch seiner Freunde aus dem Priester- und Laienstande, dem Verstorbenen hier heute die Leichenrede in der St.-Elisabeth-Kirche zu Hannover zu halten. An seiner Bahre stehen Priester und Volk in unübersehbarer Menge, trauernd und betend, wie 750 Jahre zuvor gläubige Ahnen an der Bahre des Presbyters Bruno standen. Und wie sie, so dürfen ganz sicher auch wir im Geiste die Engel Gottes schauen, wie

sie die in Liebe und Arbeit und Leid geläuterte und mit den Gnadenmitteln der hl. Kirche gestärkte Seele unseres so gütigen Pastors Maxen zum Throne Gottes geleiten. Und wir hören im Geiste den Heiland diese echte Priesterseele mit den Worten des Grußes empfangen: „Komm, du Gesegneter meines Vaters, und besitze das Reich, das dir bereitet ist von Anbeginn der Welt; denn ich war hungrig, und du hast mich gespeist, hast oft selbst das letzte Stück Brot für mich hingegeben. Ich war nackt, und du hast mich bekleidet, hast dich oft deiner eigenen Kleider entäußert, um mich bekleiden zu können. Ich war ein Fremdling und irrte umher, und du hast mich aufgenommen, hast durch Errichtung der Bahnhofsmission mir, dem heimatlosen Flüchtling, Heim und Herberge gegeben. Ich war im Gefängnis, und du hast dich meiner durch Gründung der Gefängnisfürsorge immer wieder erbarmend angenommen. Gesegneter meines Vaters bist du; denn was du dem Geringsten meiner Brüder getan hast, das hast du mir getan.“ — Maxen trieb eine ganz persönliche, individuelle Seelsorge in unmittelbarer Fühlungnahme mit den einzelnen Gläubigen und in Hausbesuchen, letztere direkt oder indirekt mit Hilfe seiner Kapläne. Er schuf eigene Tage für die Kranken und Alten seiner Gemeinde, die nach dem Hochamt den ganzen Tag im Pfarrhaus und der Bibliothek verpflegt wurden. Er ist wohl der Begründer der „Goldenen Kommunionjubiläen“. Er ließ durch ehrenamtliche Kräfte alle wichtigen Daten der Gläubigen seiner Gemeinde aus den Kirchenbüchern ausziehen und lud sie schriftlich für die betreffenden Tage (Geburts- oder Taufstage, Wiederkehr des Trauungstages u. a.) zur Teilnahme am hl. Opfer und zur Beicht und Kommunion ein. Und zwar mit vielem Erfolg. Dabei war er alles andere als ein religiöser Manager. Ruhe und heiliger Ernst lag über all seinem gesegneten Wirken. Er war kein Neuerungssüchtler. Er ließ der frommen, schlichten Frau des Volkes bei der hl. Messe auch ihren Rosenkranz. Er beanstandete nicht, daß eines der Hauptbilder der Kirche, das Bild vom Marienaltar, das Werk spätnazarenischer Kunst war. Ja, er liebte dieses Bild der Freiin von Oer ganz besonders. Er hat auch einmal bei einer besonderen Gelegenheit einen kleinen Altartisch am Grabe Windthorsts aufstellen lassen und dem Volke zugewandt das hl. Opfer zelebriert. Das war eine besondere Ausnahme. Sonst zelebrierte er mit ergreifender Andacht am Hauptaltar der Marienkirche, dem großen Flügelaltar, den Papst Leo XIII. anlässlich der goldenen Hochzeit Windthorsts der Kirche zum Geschenk gemacht hatte. Er ging nie am Altar vorüber in die Sakristei, ohne vorher auf der untersten Stufe zu stillem Gebet niederzuknien. So war er uns jungen Geistlichen in allem ein leuchtendes Vorbild.

Dostojewskij hat einmal in seinem Werk „Memoiren aus einem

Totenhaus" geschrieben: „Nach dem Lachen kann man den Menschen beurteilen, und hat euch bei der Begegnung mit einem völlig unbekannten Menschen sein Lachen gefallen, so könnt ihr ruhig sagen, das ist ein guter Mensch.“ Dieses Wort des genialen, psychologisch tiefen russischen Schriftstellers traf auch bei Maxen zu. Der deutsche Schriftsteller Friedrich Lienhart hat das wahre Wort gesprochen: „Heilige sind Menschen, durch die es anderen leichter wird, selber heilig zu werden.“ Ein solcher Mensch war unser lieber Pastor Wilhelm Maxen, der langjährige Hüter des Grabes Windthorsts in der St.-Marienkirche von Hannover.

Windthorst in seiner Marienkirche

Von † Wilhelm Maxen, Hannover

Das „Lieblingskind meiner Wünsche“ nannte Windthorst die Marienkirche in Hannover, in der seine sterbliche Hülle im Jahre 1891 vor dem Hochaltar beigesetzt wurde. Das Brandenburger Tor in Berlin und das Fürstenzimmer im Hannoverschen Hauptbahnhof weiteten sich ehrfurchtsvoll seinem Sarge, und eine stattliche Schar auslesener Persönlichkeiten umstanden die Gruft, als Bischof Wilhelm mit bewegter Stimme sprach: „Mit himmlischem Tau erquicke deine Seele Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.“ Die Ruhestätte vor der Kommunionbank, des großen Mannes, des Führers, der vorbildlich für alle Zeiten und Geschlechter bleibt, ist gekennzeichnet durch eine Bronzeplatte mit den einfachen Worten, die in jedem Besucher einen tiefen Herzenseindruck hinterlassen:

Dr. Ludwig Windthorst

geb. 17. Januar 1812

gest. 14. März 1891

Das gotische Blattgewinde halten vier Rosetten mit den Sinnbildern der Grundtugenden christlichen Lebens, der Klugheit (Eule), Gerechtigkeit (Waage), Mäßigung (Kelch mit Schlange) und des Starkmutes (gekreuzte Schwerter). Alljährlich am Todestage schmücken treue Freundeshände die Grabplatte. An diesem Tage und während der herbstlichen Gedächtniswoche für die Verstorbenen im November hüllt sich die Chornische wie in den dunklen Märztagen des Jahres 1891 in den breiten Trauerflor; und die Gläubigen eilen herbei, um zu beten für „den treuen Führer der deutschen Katholiken im heiligen Kampfe, den großen Wohltäter der Marienkirche“.

Windthorsts Sorge um die Glaubensgenossen der Nordstadt Hannovers schildert der langjährige Vertraute, der erste Pfarrer der Marienkirche, der im Jahre 1917 entschlafene Pastor Adalbert Gerhardy, in seiner schlichten Art in folgenden Worten:

„Es war an einem Fest der hl. Gottesmutter (1883), als die Tochter von Exzellenz Windthorst, Maria, ihren Vater im Namen der unbefleckten Gottesmutter bat, seinen Namen unter den Aufruf zu setzen, der sich an die Glaubensgenossen um Gaben für eine neue Kirche in

Hannover wandte. Von dem Augenblick aber, wo er seinen Namen unterschrieben hatte, ist Windthorst unermüdlich tätig gewesen als Bettler für die Marienkirche, um die notwendigen Mittel zur Erbauung und Ausstattung der Kirche zusammenzubringen. Ihm allein verdanken wir es, daß ein so herrliches Gotteshaus errichtet werden konnte.“

Den erwähnten Aufruf entwarfen am 23. November 1883 Karl Schwarz, Vorsitzender des Kirchenvorstandes, Dr. Paul Brücker, Vorsitzender der Gemeindevertretung, Schreiber, Kaplan, Gerhardy, Kaplan. Windthorst unterzeichnete ihn am 8. Dezember. Er sollte zunächst seine Zustimmung geben, ohne ihn gelesen zu haben. Das wollte er nicht. Als ihn seine Tochter aber im Namen der Gottesmutter bat, da war er bereit und unterzeichnete. Als dreischiffige gotische Hallenkirche wurde die Marienkirche 1886/90 in niedersächsischer Backsteinarchitektur in prächtigen Formen erbaut.

Das alles wäre unmöglich gewesen, wenn nicht Gottesglaube, Liebe zur Gottesmutter im Hause Windthorsts geblüht hätten. Mit Recht brächte deshalb der Künstler im hohen Glasgemälde im nördlichen Querschiff der Marienkirche eine Zusammenkunft der Gottesmutter und der Familie Windthorst zur Darstellung. An den Stufen des Altars kniet Windthorst, ihm schließen sich seine Gattin Juliane und seine Tochter Maria an. Über der opfernden Familie Windthorst steht die Heldengestalt des Makkabäerfürsten Judas. Als treuer Führer seines Volkes und Verteidiger der Hl. Stadt gilt er uns als Vorbild aller Gottesstreiter.

Windthorst! Er ruft uns Katholiken aus seiner Grabesstätte in der Marienkirche zu: „**Seid einig, einig, einig!**“ Und seine Mahnung pocht an alle Herzen der Katholiken Deutschlands: „**Höret die Kirche!**“

Wir hören den Ruf, und unsere Arbeit soll der Vollendung des Lebenswerkes des großen Führers Windthorst heute und immer gewidmet sein. Wohl ist seine Marienkirche von 1943 bis 1945 durch Bomben zerstört. Aber es wird ganz sicher an dieser Stelle eine neue Windthorst-Gedächtniskirche erstehen, die wiederum der Gottesmutter geweiht ist und in der auch der Leib des großen katholischen Führers während der Kulturkampfzeit, des großen Verehrers der Gottesmutter, dem Tage der Auferstehung entgegenschlummern wird.

Inzwischen ist die neue Marienkirche längst erstanden, in der der große Führer der Katholiken und des Christentums in Deutschland gegen allen religiösen Liberalismus und Nationalliberalismus und gegen alle Staatsomnipotenz an der alten Stätte seine letzte Ruhestätte fand. Mit den obigen Worten des langjährigen Hüters seines Grabes schließen wir die vielen und vielgearteten Artikel unseres Vereinsheftes.

Mitglieder-Verzeichnis

- Abmeier, Hans-Ludwig, Dr., Studienrat, Mettingen b. Münster, Kardinal-von-Galen-Str. 14
- Abmeier, Ottilie, Hildesheim, Köplerstraße 27
- Adam, Alfred, Lehrer, Brodenbach/Mosel
- Adams, Peter, Pfarrer, Mehle über Elze (Hannover)
- Adamsky, Heinz-Josef, Dr., Studienrat, Hildesheim, Bennostr. 9
- Adrian, Alois, Pastor, Bad Harzburg, Dr.-Heinrich-Jasper-Str. 60
- Ahlke, Heinrich, Pastor, Rinteln/Weser
- Algermissen I, Joachim, Landwirt, Harsum
- Algermissen, Konrad, Prälat, Domkapitular, Prof., Dr., Hildesheim, Domhof 16
- Algermissen, Konrad, Pfarrer i. R., Dilligsen ü. Alfeld/Leine, Am Camp
- Algermissen, Theodor, Gastwirt, Borsum
- Alpers, Familie, Harsum
- Amelung, Christian, Klemptnermeister, Hildesheim, Arneckenstr. 32
- Amelung, Josef, Pfarrer, Erzpriester, Ruthe ü. Hildesheim
- Appuhn, Horst, Dr., Wolfenbüttel, Heimatmuseum Schloß Wolfenbüttel
- Arndt, Irmgard, Diözesanreferentin, Hildesheim, Brühl 9
- Aue, Frau Alwine, Einum 90
- Aue, Georg, Tierarzt, Hildesheim, Schützenallee 33
- Aue, Theodor, Bauer, Borsum
- Augustinerkloster, Gernershausen/Eichsfeld
- Bachmann, Josef, Lehrer, Harsum
- Backs, Bernhard, Rektor i. R., Harburg, Riepenhausenweg 1
- Bajorat, Karl, Hildesheim, Magdalenenkloster
- Balaho, Franz, Goslar, Frankenbergstraße 8
- Baller, Renate, Studienrätin, Göttingen, Rondererstr. 12
- Bank, Johannes, Pfarrer, Hildesheim, Lappenberg 12
- Bank, Otto, Dechant, Hannover, Velvetstraße 26
- Bartels, Friedrich, Zigarrenfabrikant, Everode ü. Alfeld
- Baule, Anton, Gastwirt, Harsum
- Baumgarten, Hermann, Pastor, Aermen ü. Hameln, Reher Weg 40
- Beck, Robert, Pfarrer, Hildesheim, An der Johanniskirche 1
- Becker, Albert, Hannover-Hainholz, Legienstr. 8
- Becker, Heinrich, Bauer, Algermissen
- Becker, Johannes, Landwirt, Harsum
- Beckmann, Augustin, Dechant, Freiheit-Osterode, Hauptstr. 105
- Beelte, Herbert, Kiel-Hassen, Altenrode 5
- Behnke, Jochen, Lehrer, Hildesheim, Goslarsche Str. 46
- Beitzen, Hans, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Hildesheim, Wilhelmstr. 1
- Beitzen, Heinz-Günther, Bauer, Algermissen
- Bendfeld, Johannes, Pfarrer, Lüneburg, Rotestr. 8
- Bendiek, W., Dr., Ministerialrat, Patensen/Leine, Im Mühlenfelde 14
- Bergmann, Bernhard, Staatssekretär, Düsseldorf-Heerdt, Benediktusstr. 76
- Bergmann, Konrad, Pastor, Söhre ü. Hildesheim
- Bergsma, J. H., Domlektor, z. Z. Rom, Anima
- Bertram, Otto, Kaufmann, Hildesheim, Fichtestr. 67

- Bernwardskrankenhaus, Hildesheim, Treibestraße
- Behrens, Adolf, Dr., Oberstud.-Rat i. R., Hildesheim, Humboldtstr. 7
- Bette, Heinz, Dr., Arzt, Hannover, Im Moore 11
- Bettels, Bernhard, Hauptlehrer i. R., Emmerke 91
- Bettin, Hermann, Ingenieur, Hannover, Noltestr. 15
- Beyse, Dr. med., Arzt, Hildesheim, Sedanstr. 38
- Bibliothek des Oberlandesger., Celle
- Biermann, Irmgard, Behörden-Angestellte, Hannover, Lister Kirchweg 6
- Billigmann, Georg, Pfarrer i. R., Trier, Benediktinerabtei „St. Matthias“
- Blecher, Otto, Dr., Prof., Konsistorialrat, Hannover, Gellertstr. 6
- Blume, Theodor, Goldschmiedemeister, Hildesheim, Hoher Weg 18
- Blumenberg, Christian, Bauer, Hönnersum
- Bode, Karl, Pfarrer, Bettmar über Hildesheim
- Bodenburg, Heinrich, Dechant, Hannover, Isernhagener Str. 28
- Bodmann, Rud., Dr., Tierarzt, Borsum
- Bögel, Heinrich, Pfarrer, Schladen/Harz, Am Weinberg 3
- Bömke, Adolf, Lehrer i. R., Rollinghausen bei Alfeld, Weinbergstr. 17
- Bömke, Adolf, Dr. med., Arzt, Salzgitter-Bad, Kuhstr. 1
- Bohland, Josef, Dr., Elze/Hann.
- Bohle, Hans-Wilhelm, Dr., Stud.-Rat, Salzgitter-Bad, Schlönnbachstr. 16
- Bolzek, Georg, Just.-Ob.-Inspektor, Hildesheim, Moltkestr. 10
- Brandt, Johann, Dipl.-Ing., Hannover, Cranachstr. 5b
- Braukmann, Otto, Lehrer, Hildesheim, Gausstr. 4
- Breuer, Johannes, Landw.-Ob.-Lehrer, Harsum, St.-Barbara-Str. 5
- Brinkmann, Paul, Dr., Ob.-Stud.-Rat, Hannover, Callinstr. 14b
- Brönneke, Ludwig, Buchstellenleiter, Hildesheim, Bischof-Gerhard-Str. 18
- Brosch, Adalbert, Postobersekretär, Hannover, Manteuffelstr. 3
- Brüggeboes, Bernhard, Stadt-Amtmann, Hildesheim, Bergstr. 42
- Brunotte, Wilhelm, Domküster, Hildesheim, Domhof 10
- Bruns, E., Dr., Arzt, Dinklar über Hildesheim
- Bruns, Karl, Dr., Stud.-Rat, Lehrte bei Hann., Sedanstr. 10
- Bouska, Rosa, Stenotypistin, Hannover, Emmerberg 15
- Buerschaper, Paul, Lehrer, Bernshausen über Duderstadt
- Buerstedde, Franz, Dr., Ob.-Krs.-Direktor i. R., Hildesheim, Kalenberger Graben 16
- Büsse, August, Apotheker, Hildesheim, Einumer Str. 18
- Büsse, Josef, Dr., Zahnarzt, Hoheneggelsen
- Büsse, Karl, Stadtrechtsdirektor, Hildesheim, Königstr. 37
- Büsse, Karl, Gärtnereibesitzer, Schliekum
- Burchard, Theodor, Pfarrer, Hannover, Oberfeld über Duderstadt
- Busche, Dr., Fabrikdirektor, Harsum
- Busche, Agatha, Lehrerin, Harsum
- Busche, Franz, Pfarrer, Huddessum
- Butterbrodt, Helmut, Kaufmann, Hildesheim, Hermannstr. 25
- Butterbrodt, Rudolf, Kaufmann, Hildesheim, Bergsteinweg 12
- Danne, F., Dr. med., Chefarzt, Hannover, Scharnhorststr. 1
- Dannhausen, B., Landger.-Präsident i. R., Hildesheim, Johannisstr. 9
- Danzig, Helmut, Dr., Dipl.-Ing., Gehrden b. Hann., Gartenstr. 46
- Degenhard, Ernst, Pfarrer, Gr. Förste über Hildesheim
- Dehne, Kurt, S. J., Hannover, Hildesheimer Str. 30
- Deppe, Konrad, Kohlenhändler, Algermissen
- Dewes, Hermann, Hannover, Brüderstraße 4b
- Diekotto, Hermann, Pfarrer, Gifhorn, Kirchweg 7
- Diessel, Hermann, Ob.-Ingenieur, Hildesheim, Zierenbergstr. 47

- Döbbertin, Hans, Lehrer, Eldagsen, Kr. Springe, Friedrich-Ebert-Str. 11
Doetsch, Josef, Dr. med., Hannover, Pfarrlandplatz 9
Drögereit, Richard, Dr., Staatsarchivrat, Hannover, Alte Döhrenerstr. 95
Dorenkamp, Bernhard, Pfarrer, Einum
Düker, Anna, Lehrerin i. R., Hildesheim, Hückedahl 10
Dureck, Johannes, Baumeister, Seelze/Hann., Marienstr. 16
- Eggers, Bernhard, Angestellter, Algermissen
Ehbrecht, Franz, Pfarrer, Bavenstedt
Eilers, Gertrud, Hildesheim, Kesslerstraße 92
Elisabeth-Krankenhaus, Salzgitter-Bad
Engel, Johannes, Pfarrer i. R., Camberg/Taunus, Hohenfeldstr. 10
Engelbert, Josef, Msgr., Geist. Rat u. Pfarrer, Hannover, Sallstr. 70
Engelbert, Kurt, Dr., Prälat, Hildesheim, Mühlenstr. 24
Engelhardt, Fr., Ober-Reg.- u. -Schulrat, Hildesheim, Katharinenstr. 28/I
Engelhardt, Friedrich, Dr., Pfarrer, Sarstedt, Weberstr. 24
Engelhardt, Karl, Pfarrer, Hildesheim, Speicherstr. 81
Engelke, Gerhard, Spark.-Ob.-Insp., Hildesheim, Orleansstr. 68
Engelke, Josef, Bauer, Algermissen
Engelke, Frau Magdalene, Hasede, Gr. Mühle
Engels, Michael, Pfarrer, Dingelbe, Post Garbolzum
Engfer, Hermann, Pfarrer, Hildesheim, Mühlenstr. 25
Ernst, Franz, Propst, Ehrendomherr, Duderstadt/Eichsfeld
Ernst I, Franz, Bauer, Borsum
Ernst, Gertrud, Lehrerin, Hasede
Ernst, Heinrich, Bauer, Algermissen
Ernst, Heinrich, Ob.-Amtsanwalt, Hildesheim, Gausstr. 4
Ernst, Johannes, Hofbesitzer, Hasede 45
Ernst, Johannes, Käsefabrikant, Harsum
Ernst, Johannes, Pfarrer i. R., Hildesheim-Drispensstedt, Brink 30
- Ernst, Josef, Lehrer, Hasede 45
Ernst, Josef, Hofbesitzer, Hasede 25
Ernst, Frau, Bäuerin, Algermissen
- Fahlbusch, Heinrich, Hannover, Pestalozzistr. 16
Fehlig, Josef, Ob.-Baurat, Hildesheim, Wohl 39
Feind, Josef, Kaplan, Misburg bei Hannover
Feind, Paul, Studienrat, Hildesheim, Neustädter Markt 50
Feise, Monika, Rektorin, Hildesheim, Moltkestr. 85
Figge, Robert, Dr., Oberlandesgerichtsrat, Celle, Sprengerstr. 28
Fischer, Georg, Pfarrer, Ahrbergen bei Sarstedt
Fischer, Hermann, Pfarrer, Egenstedt bei Hildesheim
Fleige, Anton, Buchhändler, Hildesheim, Bohlweg 4
Fleige, Kurd, Dipl.-Ing., Hildesheim, Hostmannstr. 10
Fleige, Dr., Arzt, Borsum
Flintrop, Fr., Dr., Professor, Alfeld a. L., Eimser Weg 82
Flörke, Franz, Rektor, Hildesheim, Alfelder Str. 86
Flohr, Franz, Studienrat, Münster/Westf., St. Mauritz
Franke, Josef, Fabrikant, Wenninger-Mark/Deister
Franziskanerkloster St. Antonius, Hannover, Kirchröder Str. 12a
Franziskanerkloster, Ottbergen, Post Dinklar
Frenzen, Hermann, Gew.-Ob.-Lehrer, Hildesheim, Gr. Venedig 38
Frese, Franz, Propst, Ehrendomherr, Braunschweig, Schulweg 3
Freudenberg, Anton, Lehrer, Adlum
Fricke, Arnold, Pastor, Hannover-Vahrenheide
Fricke, Wilhelm, Architekt, Hannover, Königstr. 14
Friedrich-Spee-Haus, Hannover, Hildesheimer Str. 30
Fries, Michael, Dechant, Stade, Schifertorstr. 19
Fritz, Adalbert, Pater u. Pfarrer, Hildesheim, Marienburger Str. 136

Garbs, Franz, Reg.-Inspektor, Hildesheim, Bergmannstr. 19

Garbs, Frau Helene, Bavenstedt

Garvens, Anita, Dr., Hannover, Am Jungfernpfad 5a

Geisthövel, Werner, Dr. med. habil., Chefarzt, Hildesheim, St.-Bernwards-Krankenhaus

Generalvorstand des Bonifatiusvereins, Paderborn, Kamp 22

Gerhardy, Sophie, Kontoristin, Hannover, Heisenstr. 20

Gerlach, Ludwig, Lehrer, Büttgen, Bez. Düsseldorf, Ludgerusstr. 39/41

Gertler, Rechtsanwalt, Hannover, Königstr. 27

Gnegel, Hermann, Pfarrer i. R., Hildesheim, Sedanstr. 14

Gnegel, Wilhelm, Dechant, Detfurth bei Salzdorf

Goldmann, Heinrich, Pfarrer, Dassel a. Solling

Grobecker, Franz, Pfarrer, Steinbrück bei Hoheneggelsen

Großmann, Franz, Prokurist, Hildesheim, Weinberg 13

Gross, Alfons, Dr., Studienrat, Hildesheim, Moltkestr. 70

Grosse, Georg, Pfarrer i. R., Bilsenhausen/Eichsf., Gartenstr. 46

Grotzky, J., Direktor, Hildesheim, Mühlenstr. 24

Göldener, Joseph, Rektor i. R., Algersmissen

Günther, Heinrich, Bauer, Gleidingen, Rittergut

Gutschke, Otto, Ob.-Stud.-Rat, Hildesheim, Hohenstaufenring 67

Hagemann, Heinrich, Bauer, Borsum
Hagemann, Kurt, Kaplan, Westerode Nr. 42

Hagemeister, Hildegard, Lehrerin, Hildesheim, Keßlerstr. 92/1

Hahnmann, Hans, Mittelschullehrer, Goslar/Harz, Dr.-Nieper-Str. 36

Haller, Heinrich, Sparkassendirektor, Hildesheim, Ahornweg 14

Haller, Joseph, Dompfarrer, Hildesheim, Domhof 10

Hallmann, Georg, Kaplan, Hamburg-Harburg, Marienstr. 26

Hampel, Therese, Hannover, Kronenstraße 7

Happe, Heinz, Dipl.-Ing., Hannover, Plathnerstr. 43

Hartje, Josef, Gemeindegeldbesorger, Harsum

Hasselberg, Bernhard, Pfarrer, Emmerke

Hauck, Alfons, Pastor, Wohldenberg über Derneburg

Hauke, Günter, Northeim/Hann., Dortelsweg 33

Hausdorf, Hildegard, Lehrerin, Eschershausen, Tulpenweg 8

Heidemeyer, Wilhelm, Professor, Hildesheim, Am Neuen Teich 116

Heimatmuseum Alfeld, z. H. Hauptlehrer Börner, Alfeld a. L., Heimatmuseum

Heine, Karl, Konrektor a. D., Gronau/Hann., Hauptstr.

Heinecke, Theodor, Bauer, Borsum

Heinemann, Bernward, Lehrer i. R., Ahrbergen 55 (bei Sarstedt)

Heisler, Carl, Pfarrer u. Konsistorialrat, Haverbeck ü. Hameln Nr. 30

Hellmold, Karl, Pfarrer, Bockenem, Kurze Burgstr. 7

Helmke, Franz, Bauer, Borsum

Helmke, Franz, Bürgermeister, Borsum

Helmke, Heinrich, Bauer, Bavenstedt

Henke, Heinz, Konrektor, Algersmissen

Henke, Josef, Lehrer, Hönnersum ü. Hildesheim

Henning, Dr., theol., Pfarrvikar und Dipl.-Volkswirt, Münster i. W., Breul 23

Henze, Bruno, Landwirt, Dingelbe 47, P. Garbolzum

Henze, Josef, Dechant, Verden/Aller, Andreaswall 13

Henze, Frau Therese, Hildesheim, Humboldtstr. 13

Herges, Bernhard, Pfarrer i. R., Hildesheim, Neustädter Markt 8

Herkenrath, Werner, Dr. med., Arzt, Hildesheim, Neuhoferstr. 126

Herold, Gustav, Rektor i. R., Hildesheim, Königstr. 35

- Hesse, Adolf, Dr., Studienrat, Paderborn, Winfriedstr. 76
- Hey, Albert, Braunschweig, Cyriakusring 14
- Hilder, Elisabeth, Gewerbeoberlehrerin, Hildesheim, Hinterer Brühl 19
- Hillebrand, Johannes, Pfarrer, Algermissen
- Hölscher, A., Pastor, Wendhausen, Am Dettmersberg 20
- Hölting, Friedrich, Pfarrer, Hohenhameln üb. Lehrte
- Hövelmann, Karl, Dechant, Hameln/Weser, Lohstr. 8
- Hollemann, Heinrich, Pastor, Bad Lauterberg, Kummelstr. 3
- Holling, Antonius, Pfarrer, Wolfsburg, Windthorststr. 15
- Hollmann, Otto, Hannover, Kl. Pfahlstraße 16
- Holte, Friedrich, Hannover, Eckerstraße 13/I
- Holze, Heinrich, Ob.-Steuerinspektor, Hildesheim, Hachmeisterstr. 30
- Hompel, Ludwig, Dr., Arzt, Goslar/Harz, Oberer Triftweg 14
- Hübner, Alfred, Pfarrer, Hann.-Münden, Böttcherstr. 7
- von Hülsen G., Dr., Generalvikariatsrat, Hildesheim, Burgstr. 25
- Hünichen, Manfred, Kaufmann, Hamburg-Garstedt, Erlenkamp 2
- Hupke, Georg, Frankfurt a. M., Gutleutstr. 127
- Ingelmann, Thomas, Getreidekaufmann, Borsum
- Inhoffen, Peter, Kaplan, Braunschweig, Am Hesselsteine 56
- Jäger, Johannes, Pfarrer, Herzberg/Harz, Magisterberg 5
- Janssen, Heinrich Maria**, Bischof von Hildesheim, in Hildesheim
- Jochum, G., Dr. med., Arzt, Hasede b. Hildesheim
- Jörns, Emil, Schriftleiter, Northeim, Mühlenstr. 32
- Jünemann, Joseph, Malermeister, Algermissen
- Jüttner, H. J., Gold- u. Silberschmiedemeister, Hildesheim, Osterstr. 3a
- Kalke, Guido, Pfarrer, Pattensen, Ortlandplatz 1
- Kalpers, Ludwig, Oberstudienrat, Hildesheim, Göttingstr. 32
- Kaltenthaler, Hubert, Pastor, Wolfsburg, Am Stemmelteich 14
- Kappe, H., Lehrer, Gronau/Hann., Neue Siedlung
- Kath. Lehrer-Verein Hildesheim und Umgebung, z. H. Lehrer Rud. Helmke jun., Hildesheim, Eschenweg 10
- Kaufhold, Georg, Geschäftsführer, Hannover, Heisenstr. 21
- Kaune, Johannes, Schneidermeister, Borsum
- Kernbach, Josef, Steinmetzmeister, Nordstemmen, Marienbergstr. 40
- Keseling, Ruth, Bad Ems, Viktoria-Allee 13
- Kirchhoff, Alfred, Dr. med., Chefarzt, Lingen/Ems, Am Wall
- Kirchhoff, Ferdinand, Pfarrer, Hockeln üb. Derneburg
- Kirsch, Wilhelm, Dr., Pfarrer, Hannover, Gellertstr. 61
- Klauter, Paul, Justizoberinspektor, Braunschweig, Magnitorwall 7
- Klemke, Diethard, Kaufmann, Hildesheim, Katharinenstr. 10
- Kleineberg, Peter, Buchhändler, Hannover, Posthornstr. 10a
- Klöpper, Helene, Bez.-Sekretärin, Hildesheim, Domhof 17
- Klosterschulte, Gerd W., Rektor, Hildesheim, St. Ansgar, Wiesenstr. 23
- Knackstedt, H. O., Professor, Alfeld/Leine, Marienstr. 10
- Knipping, Friedrich, Hauptschriftleiter, Hildesheim, Kalenberger Graben 15
- Köhler, Maria, Lehrerin, Hildesheim, Saarstr. 116
- König, Josef, Staatsarchivrat, Hannover, Geibelstr. 14/I
- Könneke, Wilhelm, Braunschweig, Madamenweg 28
- Könnemann, Elisabeth, Hannover, Kirchwender Str. 17
- Kohl, Franz, Postoberamtmann, Hannover, Altenbekener Damm 50
- Kohne, Heinrich, Dechant, Borsum

- Kohne, Josef, Tischlermeister, Algermissen
- Konrad, Walter, Dr., Himmelsthür, Mühlenstr. 6
- Kollibey, Dr., Zahnarzt, Gronau/Hann., Leinetor
- Kollmann, Käthe, Heimleiterin, Hildesheim, Silberfundstr. 35
- Kotthoff, Norbert, Reg.-Baudirektor u. Dipl.-Ing., Hannover, Bunsenstr. 2
- Kothe, Josef, Postinspektor i. R., Algermissen
- Krahé, Propst, Prälat, Hannover, Goethestr. 36
- Kramann, Dr. med. habil., Hildesheim, Feldstr. 45
- Krebs, Maria, Dr., Oberregierungs- u. Schulrätin, Hildesheim, Zingel 9
- Kreutzkam, Heinrich, Schlachtermstr., Algermissen
- Krieter, Karl, Dechant, Hilkerode ü. Duderstadt, Am Mühlenberg 202
- Krueskemper, Caspar, Dr. med., Chefarzt, Hildesheim, Kaiser-Friedrich-Straße 20
- Kuckhoff, Ludwig, Pfarrer, Hannover, Overbeckstr. 4
- Kulle, Helmut, Studienrat, Hannover, Kötnerholzweg 3
- Kultur- und Rasseamt, Salzgitter-Bad, Salzg.-Lebenst., Saldersche Str. 30
- Kunstgesch. Seminar der Universität Göttingen, Göttingen, Kurze Geismarstr. 40
- Kuntscher, Ernst, MdB, Stade, Timm-Kröger-Str. 36
- Kurth, Wilhelm, Pfarrer, Salzgitter-Ringelheim, Marktstr. 16
- Kutschki, Bruno, Pastor, Vorsfelde, Am Engelhop 1
- Lampe, Josef, Pfarrer, Harsum
- Lampe, Wilhelm, Hildesheim, Ernst-Heilmann-Grund 6
- Landfrauenschule, Harsum
- Landkreis Duderstadt, z. H. Oberkreisdirektor Dr. Glätze, Duderstadt
- Laufköther, Clemens, Dr., Dipl.-Kaufmann, Salzgitter-Bad, Klasmerpl. 4
- Lax, August, Verleger, Hildesheim, Weinberg 56
- Lax, August, Dr., Verleger, Hildesheim, Weinberg 56
- Lax, Dorothea Elisabeth, Hildesheim, Struckmannstr. 1
- Lehne, Heinrich, Dr., Arzt, Hildesheim, Königstr. 1
- Lehne, Franz, Pfarrer, Sorsum b. Hildesheim
- Lehrlingsheim Don Bosco, Hannover-Ricklingen, Göttinger Chaussee 147
- Leiendecker, Wilhelm, Pfarrer, Asel, P. Harsum
- Linneborn, Bernward, Dechant, Uelzen, Alewinstr. 27
- Linneborn, Maria, Hildesheim, Bismarckstr. 17
- Löffler, Christian, Lehrer, Salzgitter-Bad, Kaiserstr. 6a
- Lohoff, Rudolf, Pfarrer, Grasdorf über Derneburg
- Ludwig, Franz, Pfarrer, Hannover, Sallstr. 70
- Ludewig, Josef, Geistl. Rat, Hildesheim, Domhof 17
- Ludewig, Randolf, Pfarrer, Winzenburg, Kr. Alfeld
- Ludewig, Winfried, Dr. med., Arzt, Algermissen
- Lübbes, Josef, Bauer, Adlum 6 über Hildesheim
- Lücke, Bernhard, Angestellter, Algermissen
- Machens, Bernward, Dr., Ob.-Reg.-Rat, Hildesheim, Humboldtstr. 15
- Machens, Heinrich, Domvikar, Hildesheim, Domhof 11
- Machens, Josef, Bauer, Borsum
- Machens, Josef, Gärtnereibesitzer, Borsum
- Machens, Kurt, Tischlermeister, Hildesheim, Steingrube 31
- Magar, Johannes, Dechant, Peine, Burgstr. 13
- Magis, Norbert, Dr., Großkaufmann, Hannover, Gr. Hillen 36
- Mai, Heinz, Frellstedt über Helmstedt
- Mänz, Eustach, Ob.-Reg.- u. Baurat, Hildesheim, Hagentorwall 15
- Mankau, Wilhelm, Verw.-Inspektor, Hildesheim, Zierenbergstr. 26

Mansfeld, Walter, Dr., Generalvikariatsrat, Hildesheim, Domhof 16
 Marheineke, Franz-Josef, Diekhöfen 20 bei Hildesheim
 Marheineke, Robert, Dechant, Ehren-domherr, Göttingen, Bühlstr. 14
 Marienschule der Ursulinen, Hildesheim, Brühl 3
 Massing, Therese, Direktorin, Hildesheim, An den Vier Linden 12
 Mellin, Walter, Bauer, Emmerke
 Mertens, Hans, Dr., Ob.-Stud.-Rat, Hildesheim, Küchenthalstr. 7
 Meyer, Aloys, Dr. med., Chefarzt, Bochum-Gehrte, Marienhospital
 Meyer, Walter, Gr. Düngen 102
 Meyer-Ibold, Dechant, Neustadt/Rbg., Wunstorfer Str. 17
 Möhle, Ewald, Rektor, Borsum
 Möller, Friedrich, Pfarrer, Hannover, Marschnerstr. 15
 Möller, Josef, Lehrer, Harsum
 Morotini, Karl, Dr., Prälat u. Ob.-Stud.-Rat, Hannover, Overbeckstraße 8
 Müller, Bruno, Rektor i. R., Berlin-Dahlem, Schwendener Str. 21
 Müller, Hermann, Steuerrat, Langenhagen, Reuterdamm 25
 Müller, Max, Mittelschullehrer, Hildesheim, Bromberger Str. 34
 Mutterhaus der Barmh. Schwestern, Hildesheim, Neue Str. 16

 Nacke, Josef, Gemeindedirektor, Ahrbergen 106, P. Sarstedt
 Nieders. Landeskonservator, Hannover, Walderseest. 21
 Nieders. Staatsarchiv, Hannover, Am Archive 1
 Nieders. Staats- und Universitäts-Bibliothek, Zugangsabt. P, Göttingen, Prinzenstr. 1
 Nöhren, Josef, Landwirt, Wöhle 36 über Hildesheim
 Nöllke, Elisabeth, Hannover, Am Mittelfeld 107
 Nordhoff, H., Dr., Professor, Generaldirektor, Wolfsburg, Birkenweg 29
 Nowak, Otto, Pfarrer, Clausthal-Zellerfeld, Burgstädter Str. 13

Offene Tür für Berlin, z. H. Pastor Gebh. Wilfried, Berlin W 30, Raulsestr. 56
 Osterling, Elisabeth, Ob.-Stud.-Rätin, Essen, Henricistr. 5
 Offenstein, Wilhelm, Dr., Prälat, Apost. Protonotar, Hildesheim, Domhof 26
 Olms, Anna, Lehrerin, Hildesheim-Moritzberg, Zierenbergstr. 121
 Onk, Heinrich, Dr. med., Arzt, Hildesheim, Goslarsche Str. 64
 Oppermann, Fritz, Dipl.-Math., Hildesheim, Ahornweg 18
 Ossenkopp, Franz, Rektor i. R., Bremerhaven-Lehe, Körnerstr. 13
 Otto, Margarete, Stud.-Rätin, Salzgitter-Bad, Augusta-Friedrich-Str. 29

 Pabst, Adalbert, Dr., Redakteur, Braunschweig, Ratsbleiche 4
 Pabst, Hermann, Reg.-Vizepräsident a. D., Hildesheim, Matthiaswiese 4
Pachowiak, Heinrich, Weihbischof, Hildesheim, Domhof 30
 Pagel, Josef, Buchhalter, Harsum
 Pagel, Spark.-Rendant, Borsum
 Pfarrbücherei, Harsum
 Pfarrbücherei der kath. Kirchenge-meinde, Pattensen/Leine
 Pfister, Thea, Prokuristin, Hannover, Stolzestr. 45
 Pilz, Mittelschullehrer, Himmelsthür über Hildesheim
 Plümer, Erich, Dr., Einbeck, Beethovenstr. 24
 Pohl, Claus, Gold- und Silberschmied, Duisburg, Moselstr. 5
 Praetze, Josef, Spark.-Ob.-Insp., Hildesheim, Judenstr. 22

 Quante, Joseph, Kohlenhändler, Borsum

 Raasch, Josef, Pfarrverwalter, Bremen-Grohn, Färberstr. 3
 Rademacher, Wilhelm, Verw.-Ob.-Insp., Hildesheim, Binderstr. 27
 Rammelsberg, Auguste, Ringelheim/Harz, Neue Reihe 14

- Rappers, Laurentius, Geschäftsführer, Hildesheim, Prätoriusweg 1
- Raudisch, Erich, Pastor, Hamburg-Bergedorf, Reisebeker Str. 10a
- Reese, Hildegard, Dr., Stud.-Rätin, Hannover, Blücherstr. 4/III
- Rehbock, Friedrich, Goslar/Harz, Fischmäkerstr. 6
- Reifenrath, Paul, Dechant, Gr. Giesen, P. Hasede
- Reimann, Albert, Hannover, Brehmestr. 18/II
- Reinhard, H., Forstmeister, Mander-scheid/Eifel, Daunerstr. 12
- Reinhard, Leonhard, Pfarrer, Helmstedt, St.-Ludgeri-Pfarrgemeinde
- Remy, Rudolf, Dr., Chefarzt, Hannover, Hindenburgstr. 10
- Reuther, Hans, Dr. phil., Dipl.-Ing., Hannover, Hildesheimer Str. 175
- Riebartsch, Erich, Dr., Msgr., Professor, Hildesheim, Brühl 16
- Rickhey, Karl, Lehrer, Borsum
- Rieger, Alfred, Pfarrer, Hildesheim, Kreuzstr. 4
- Riehmann, Frau Dr., Stud.-Rätin, Hildesheim, Mittelallee 34
- Rieke, Karl, Lehrer, Hannover, Güntherstr. 4
- Rißmann, Ludowika, Hildesheim, Teichstr. 12
- Ritz, Helmut, Braunschweig, Treyastraße 84
- Röbbeke, Heinrich, Bauer, Bavenstedt
- Rofkahr, Wilhelm, Friseurmeister, Algermissen
- Rohmann, Alfons, Dr., Offizial, Generalvikariatsrat, Hildesheim, Bischof-Gerhard-Str. 27
- Rosenstengel, Joachim, Gärtnermeister, Algermissen
- Rudolph, Friedrich, Pfarrer i. R., Renshausen bei Duderstadt
- Rzymelka, Eugen, Dipl.-Ing., Salz-gitter-Bad, Erikastr. 6
- Schäffner, Josef, Amtsrat i. R., Hildesheim, Kurzer Anger 18
- Schauer, Günter, Bauingenieur, Schulenburg/Leine, Herzog-Ernst-August-Str. 8
- Scheel, Luitgard, Duderstadt, Hintererstr. 91
- Schenk, Heinrich, Caritasdirektor, Domvikar, Hildesh., Mühlenstr. 24
- Scherf, Alois, Dr. jur., Rechtsanwalt u. Notar, Hannover, Lärchenstr. 15a
- Schindler, Georg, Dr., Professor, Saarbrücken, St. Ingberter Str. 5
- Schlagheck, Josef, Dechant, Hannover, Posthornstr. 22
- Schlomer, Wilhelm, Pastor, Honnef/Rhein, Bismarckstr. 9
- Schlote, Joh., Sattlermeister, Borsum
- Schlüter, Johannes, Dr., Paderborn, Konrad-Martin-Str. 22
- Schmidts, Friedr., Dechant, Ottbergen
- Schmidt, Johannes, Kaplan, Borsum
- Schmitz-Pfeiffer, Fritz, Hildesheim, Obergstr. 8
- Schneider, Friedrich, Prälat u. Domkapitular, Hildesheim, Domhof 17
- Schneider, Salomon, Fabrikant, Hannover, Vahrenwalder Str. 2/3
- Schönefeldt, Maria, Dr., Stud.-Rätin, Osterode/Harz, Bergstr. 4
- Scholz, Georg, Buchhändler, Hildesheim, Schuhstr. 24
- Scholz, Julius, Sonderschul-Konrektor, Salzgitter-Leb., Schlehenweg 7
- Schrader, Heinrich, Ob.-Stud.-Direktor, Hannover, Roßkampstr. 69a
- Schrader, Karl, Spark.-Direktor, Hildesheim, Bergsteinweg 5
- Schütte, Heinrich, Buchbindermeister, Algermissen
- Schütte, Josef, Rendant, Harsum
- Schumann, Heinrich, Pfarrer, Himmelsthür bei Hildesheim
- Schwarzenburg, Jürgen, Kaplan, Peine, Burgstr. 13
- Schwedhelm, Josef, Pfarrer, Rüdershausen über Duderstadt
- Schwermer, Wilhelm, Pfarrer, Ruthe
- Scior, Ernst, Rentmeister, Hennekenrode über Derneburg
- Seifer, Siegfried, Dannenberg/Elbe, Postfach 503
- Sendker, Adalbert, Prälat, Generalvikar, Domkapitular, Hildesheim, Domhof 27
- Senking, Heinrich, Dipl.-Kaufmann, Hildesheim, Hagentorwall 3
- Senking, Johannes, Hildesheim, Bergsteinweg 17

- Siepen, Adelheid-Maria, Lehrerin,
Düren/Rhld., Rütger-von-Scheven-
Straße 38
- Sievert, Karl, Stadtbibliothekar,
Hildesheim, Katharinenstr. 23
- Söding, August, Rektor i. R., Baven-
stedt
- Spindeler, Alois, Dr., Professor, Hil-
desheim, Domhof 29
- Spohn, Frau Gertrud, Hannover,
Gneiststr. 12
- Springmann, Anna, Konrektorin,
Algermissen
- Stadtarchiv der Stadt Celle, Celle
- Stadtarchiv Soest, Soest i.W.
- Stadtbibliothek der Stadt Braun-
schweig, Braunschweig, Steintor-
wall 15
- Stadtbibliothek Hannover, Hannover
- Steinmann, Franz, Bauer, Borsum
- Steinmann, Franz, Landwirt, Hildes-
heim-Drispenstedt, Hildebrandtstr.
- Stoffers, Wilhelm, Generalvikariats-
rat, Hildesheim, Mittelallee 17
- Stolte, Maria, Lehrerin, Hildesheim,
Dammstr. 21
- Strangfeld, Maria, Lehrerin, Salzgit-
ter-Bad, Hagenstr. 43
- Stroetmann, Hubert, Hannover,
Kl. Pfahlstr. 16
- Stüber, Gerd, Dr., Ob.-Reg.- u. Bau-
rat, Langenhagen/Hann., Karl-Kell-
ner-Str. 15
- Stuke, Christoph, stud. theol., Borsum
- Stuke, Johannes, Prälat, Domdechant,
Hildesheim, Domhof 28
- Suermann, Hans Georg, Dr., Reg.-
Präsident, Hildesheim, Kaiser-
Friedrich-Str. 4
- Surkemper, Johannes, Pfarrer,
Achtum bei Hildesheim
- Tenge, Aloys, Lehrer, Hildesheim,
Gartenstr. 12
- Tenge, Franz, Kaplan, Hildesheim,
Bergstr. 59
- Teyssen, Anton, Reg.-Rat, Hildes-
heim, Hachmeisterstr. 6
- Teyssen, Hans, Ob.-Landger.-Rat,
Celle
- Thiemann, Alois, Landger.-Rat a. D.,
Hildesheim, An den Vier Linden 39
- Thiesing, Theodor, H., Dr., Rechts-
anwalt u. Notar, New York, 2 east
54th street, 20 Exchange Place
- Timmermann, Otto, Organist, Fried-
richstadt/Eider, Neue Str. 3
- Többen-Kliemann, Frau Maria, Peine,
Beethovenstr. 4
- Tönnies, R., Pfarrer, Nörten-Harden-
berg, Kath. Pfarramt
- Tomars, Josef, Ingenieur u. Gew.-
Ob.-Lehrer, Hildesheim, Marktstr.
- Treuge, Bernhard, Regens, Hildes-
heim, Brühl 16
- Universitätsbibliothek Münster, Mün-
ster/Westf., Bispinghof 24
- Uthoff, Gerhard, Lehrer i. R., Alger-
missen
- Verlagsgesellschaft „Das Wort“
GmbH, Hildesheim, Almsstr. 32
- Veuskens, W., Gew.-Oberlehrer, Lin-
gen/Ems, Wilhelm-Berning-Str. 15
- Vieten, Hermann, Dr. med., Arzt,
Salzgitter-Bad, Wilh.-Busch-Weg 10
- Vietje, Frau Elisabeth, Bundestags-
abgeordnete, Hannover, Alten-
bekener Damm 8
- Völker, Nikolaus, Hildesheim, Wie-
senstr. 23E
- Vollmer, Maria, Lehrerin i. R., Dink-
lar bei Hildesheim
- Voß, Bernhard, Pfarrer, Rhumspringe/
Eichsfeld, Wiesenstr. 5
- Weber, Karl, Pastor i. R., Langen-
hagen/Hann., Karl-Kellner-Str. 88
- Wedekind, Martha, Lehrerin, Hildes-
heim, Gr. Venedig 32
- Wegener, Luise, Hannover, Witte-
kindstr. 47/II
- Wegner, Rolf, kaufm. Angestellter,
Cuxhaven, Kösterfeldplatz 1a
- Wehmeyer, Hermann, Fotomeister,
Hildesheim, Osterstr. 32
- Wehmeyer, Maria, Stud.-Rätin, Hil-
desheim, Matthiaswiese 18
- Weis, Karl, Rechtsanwalt u. Notar,
Hildesheim, Bahnhofsallee 16
- Weiterer, Andreas, Geflügelhändler,
Algermissen
- Weiterer, Anneliese, Prokuristin,
Algermissen

- Wenger, Herbert, Zahnarzt, Algermissen
- Werner, Alfons, Dr., Pfarrer, Seeburg/Eichsfeld
- Wesenberg, Rudolf, Dr., Professor, Bonn, Bachstr. 9
- Westphal, Bernward, Kaplan, Hann.-Münden, Böttcherstr. 7
- Wethkamp, Heinz, Sonderschullehrer, Goslar/Harz, Krugwiese 15
- Wiehens, Theodor, Käsefabrikant, Harsum
- Wilke, Bernward, Just.-Ob.-Insp., Celle, Spörkenstr. 90
- Willke, Clemens, Käsefabrikant, Harsum
- Wille, Heinrich, Dr. med., Arzt, Machtsum b. Hildesheim
- Wille, Karl, Landwirt, Bavenstedt
- Willers, Joseph, Bauer, Algermissen
- Winter, Josef, Dechant, Goslar/Harz, Reusstr. 5
- Wirries, Dr. med., Alois, Arzt, Harsum
- Wirries, Matthäus, Getreidehändler, Algermissen
- Wolff, Josef, Pastor, Laatzen/Hann., Eichstr. 16
- Wolpers, Karl, Stud.-Rat i. R., Dinklar bei Hildesheim
- Wothe, Franz-Joseph, Prälat, Prof. Dr., Hildesheim, Goebenstr. 11
- Wulf, Karl, Baumeister, Hannover, Ottenstr. 9
- Zimmermann, Dietrich, Kaplan, Hannover, Marschnerstr. 34
- Zimmermann, W., Dr., Ob.-Reg.- und Ob.-Medizinalrat, Hildesheim, Matthiaswiese 10
- Zink, Irmgard, Lehrerin, Algermissen
- Ziss, Paul, Druckereileiter, Hildesheim, Neuackernförde 37
- Zumfelde, Heinrich, Dr. med., Arzt, Salzgitter-Bad, Monikastr. 6

Die Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

- Prälat Prof. Dr. Algermissen, Domkapitular, Hildesheim, Domhof 16
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Robert Figge, Celle, Sprengerstr. 28
- Dr. Gustav Scherz, Kopenhagen, Hans Bogbinders Allee 2
- Oberstudienrat Dr. Anton Teyssen, Hildesheim, Beyersche Burg 15
- Dr. med. Heinrich Wille, Machtsum b. Hildesheim

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Dr. Algermissen, Hildesheim

Der Vorstand des Vereins

Ehrenmitglied:

Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim,
Heinrich Maria Janssen.

Der geschäftsführende Vorstand:

Vorsitzender: Prälat Domkapitular Prof. Dr. Konrad Algermissen,
Hildesheim, Domhof 16.

Stellvertr. Vorsitzender: Rektor i. R. August Söding, Bavenstedt.

1. Schriftführer: Verlagsbuchhändler Dr. August Lax, Hildesheim,
Weinberg 56.

2. Schriftführer: Pfarrer Hermann Engfer, Hildesheim, Mühlenstr. 24,
Leiter der Dombibliothek und des Diözesanarchivs.

Kassenwart: Sparkasseninspektor Josef Praetze, Hildesheim,
Judenstr. 20.

Der erweiterte Vorstand:

Adamski, Heinz-Josef, Dr. phil., Studienrat, Hildesheim, Kalen-
bergergraben 8.

Blumenberg, Christian, Bauer, Hönnersum.

Buerstedde, Franz, Dr., Oberkreisdirektor, Hildesheim, Kalen-
bergergraben 16.

Eggers, Johannes, Pfarrer, Hönnersum.

Hahnemann, Johannes, Lehrer, Goslar, Dr.-Karl-Nieper-Str. 36.

Haller, Heinrich, Sparkassendirektor, Hildesheim, Ahornweg 14.

Happe, Heinz, Dipl.-Ing., Vorsitzender der Katholikenausschüsse,
Hannover, Leisewitzstr. 43 C

Pabst, Adalbert, Dr., Redakteur, Braunschweig, Ratsbleiche 4.

Reuther, Hans, Dr.-Ing. u. Dr. phil., Hannover, Hildesheimer Str. 175.

Schlagheck, Joseph, Pfarrer, Hannover-Linden, Posthornstr. 22.

Stuke, Johannes, Prälat, Domdechante, Hildesheim, Domhof 15.

Werner, Alfons, Dr., Seeburg (Eichsfeld).

Mit dem Erhalt dieses Heftes ist der Vereinsbeitrag von DM 5,— für
das Vereinsjahr 1962 fällig. Der Vereinsvorstand bittet, diesen Betrag
bis spätestens Ende 1962 auf das Postscheckkonto des Vereins für
Heimatkunde, PSA Hannover 75458, oder das Konto der Kreisspar-
kasse Hildesheim (Girokonto 5946), einzuzahlen.

An unsere Mitglieder

Im Hinblick auf den bevorstehenden Katholikentag, der dieses Jahr in unserer Diözese, in der Großstadt Hannover, stattfindet, geben wir unser Vereinsheft unmittelbar vor dem Katholikentag heraus und behandeln in einer Anzahl von Artikeln die besonders großen Männer, die in Hannover gelebt und gewirkt haben. Aus diesem Grund hat das Heft den doppelten Umfang erhalten wie die Hefte der Jahre, in denen zweimal ein Heft herausgegeben wurde. Vor allem war es auch nötig, eine größere Anzahl von Bildern diesem Heft einzufügen. Deshalb wird es **das Jahresheft für 1962** sein. Im Jahr 1963 werden wieder zwei Hefte in den zwei Jahreshälften herauskommen. Für das 1. Heft des Jahres 1963 liegen bereits drei Artikel vor.

Der „**Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim**“ begeht in diesem Jahr das 30. Jahr seines Bestehens. Eine reiche Fülle heimatgeschichtlichen und sonstigen heimatkundlichen Materials wurde in diesen dreißig Jahren in der Zeitschrift unseres Vereins verarbeitet und hat bei den Mitgliedern und über den Kreis der Vereinsmitglieder hinaus die Liebe zur Heimat, besonders auch zur kirchlichen Heimat, gestärkt und vertieft.

Diesem Ziel will der Verein auch weiterhin dienen. Die Vergangenheit und Gegenwart der Diözese, ihre Geschichte, ihre Kunst, ihr Leben soll den Inhalt der Aufsätze unserer Zeitschrift bilden.

Diese Arbeiten beruhen auf selbständiger und gründlicher Arbeit. Auch von angesehenen nichtkatholischen Fachgelehrten ist uns die Anerkennung für den geistigen Hochstand der Aufsätze unserer Vereinszeitschrift ausgesprochen. Das wird sicher auch unsere Leser erfreuen. Selbst von verschiedenen historischen und kunsthistorischen Instituten nichtdeutscher Länder wird unsere Zeitschrift bezogen.

An unsere Mitglieder ergehen folgende Bitten:

1. **unserem Diözesan-Heimat-Verein auch weiterhin die Treue zu halten;**
2. **die Artikel gründlich durchzuarbeiten**, damit Verständnis und Liebe für unsere Hildesheimer Diözese und niedersächsische Heimat immer mehr wachsen;
3. **den bisherigen Jahresbeitrag von 5,- DM möglichst bald zu überweisen.** Wir haben stets auf Annoncen verzichtet, um den Heften einen wissenschaftlich-ernsten Charakter zu geben. Deshalb sind wir allein auf die Mitgliederbeiträge angewiesen;
4. **unter Freunden und Bekannten zu werben**, daß der Verein weiterhin wächst. Vor 10 Jahren betrug die Mitgliederzahl **260**. Trotz vielen Ausfalls durch Tod von Mitgliedern beträgt ihre Zahl heute **485**. Um aber bei den heutigen außerordentlich hohen Herstellungskosten noch Besseres leisten zu können, müßte die Zahl der Mitglieder stärker anwachsen. Dazu möge jedes Vereinsmitglied in seinem Bekanntenkreis mithelfen.
5. Wer wirtschaftlich dazu imstande ist, sei freundlichst gebeten, gelegentlich **durch eine besondere Spende** zum weiteren Ausbau unserer Zeitschrift beizutragen. Die Mitarbeiter an der Zeitschrift gehen mit gutem Beispiel voran, indem sie in all den Jahren nicht nur auf jegliche Honorierung ihrer Arbeit verzichteten, sondern auch durch persönliche Gaben die finanzielle Lage des Vereins aufbesserten. Ohne Idealismus lassen sich derartige Vereine nur schwer aufrechterhalten.
6. Wir werden von 1963 ab, nachdem der **Domschatz** in der Domschatzkammer vollständig aufgestellt und beschriftet ist, in jedem Heft unserer Zeitschrift jeweils einen Artikel über dessen einzelne Stücke bringen, so daß die Mitglieder des Heimatvereins auch dadurch ein gutes Material erhalten, um Nutzen und Segen aus dem außerordentlich reichen Schatz des Kunstschaßens unserer Diözese zu schöpfen.

Der Vorstand.